1,70 DM / Band 36
Schweiz Fr 1.80 / Österr. S 13.-

BASTEI

NEU

DER HEXER

Die phantastischen Abenteuer des Robert Craven

Das Hirn von London

Frankreich F 5,50 / Italien L 1500 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 115 (inc. IVA)



Band 36

Das Hirn von London

Das Heulen des Windes klang wie das Wehklagen verfluchter Seelen, für immer den schrecklichen Qualen des Höllenfeuers ausgesetzt. Der Sand, vom Sturm hochgewirbelt und tanzend wie ein Schwarm aufgeschreckter Insekten, legte sich einem Schleier gleich vor das rote Auge der sinkenden Sonne und ließ die Wüste grau und düster erscheinen.

Dennoch war es nicht dunkel genug, um die Verfolger von ihrer Spur abzubringen. Im Gegenteil: näher und näher kamen sie heran, unbeugsame Entschlossenheit in den harten Gesichtern und den Tod im Blick...

Robert Craven – Sohn eines Hexers aus Salem, der den Zorn der GROSSEN ALTEN auf sich zog. Nach Roderick Andaras Tod ging der Fluch auf Robert über: nun wird er von den uralten Dämonen gejagt. Robert Craven wehrt sich gegen die Rolle, in die er gezwungen wird, doch die ALTEN und ihre Kreaturen lassen ihm keine Wahl: Er muß sein magisches Erbe einsetzen, wenn er überleben will.

Howard Lovecraft – Väterlicher Freund und Mentor Cravens. Er bildete den Jungen nach dem Tod Andaras aus und begleitet ihn auf seinen gefahrvollen Reisen. Früher war Lovecraft ein MASTER im Ordensbund der Tempelritter, wurde aber abtrünnig, als er merkte, daß die Ziele des Ordens, durch religiösen Wahn geleitet, eine Gefahr bedeuten. Seine Fähigkeit, die Zeit zu beeinflussen, hat er jedoch behalten.

Rowlf – Howards Leibdiener. Ein zwei Meter großer, gutmütiger Koloß. Nach außen nicht gerade mit Verstand gesegnet, in Wahrheit aber ein intelligenter, gewitzter Hüne, dem die Kraft eines Samson innewohnt.

Die GROSSEN ALTEN – Die wahren Herrscher über die Erde. Ihre Heimat war die Sonne Beteigeuze, von wo sie vor Urzeiten kamen und äonenlang die Erde beherrschten, bis sie von den ÄLTEREN GÖTTERN in einer gewaltigen Schlacht besiegt und zwischen den Dimensionen eingekerkert wurden. Sie sind nicht tot, sondern schlafen nur. Oder besser: schliefen, denn durch eine schicksalhafte Beschwörung der Hexer von Salem wurden sie geweckt und versuchen seitdem, ihr Gefängnis zu verlassen.

Die SHOGGOTEN – Die Dienerwesen der GROSSEN ALTEN aus unheiligem Protoplasma. Formlose, tentakelbewehrte Wesen, die durch den Geist der ALTEN gesteuert werden und jede Gestalt annehmen können. Doch die Shoggoten sind vergänglich – ihr dämonisches Leben ist nur von kurzer Dauer. Nur durch die Shoggotensterne, kleine, fünfzackige Steine, können sie vorzeitig vernichtet werden. Robert besitzt vier davon.

Das NECRONOMICON – Das Buch des Bösen. Einst verfaßt vom wahnsinnigen Araber Abdul Alhazred, enthält es Beschwörungen, düstere Geheimnisse – und den Schlüssel zur Macht, sich die Kraft des Bösen untenan zu machen und die Erde zu beherrschen. Das NECRONOMICON lebt – es ist beseelt von einem finsteren Geist, der alle, die versuchen, es zu lesen, in Tod und Wahnsinn treibt. Es zu öffnen, bedeutet das Chaos.

Priscylla – Roberts Freundin. Er rettete sie vor Jahren vor dem sicheren Tod – und mußte erkennen, daß sie vom Geist einer Hexe besessen war. Zwar konnte Andara die Hexe vernichten, doch wurde damit auch Priscyllas Verstand zerstört. Dann geriet sie in den Bann des NECRONOMICON, und sie handelte nach dessen bösem Willen, bis Robert sie befreien konnte. Nun dämmert sie wieder zwischen Wachen und Schlaf dahin.

Die Tore – Das mysteriöse Transportsystem der GROSSEN ALTEN. Es handelt sich dabei um Dimensionsschächte, die an vielen Orten der Erde betreten werden können. Doch eine Reise in den Toren kommt fast einem Selbstmord gleich, denn der Weg führt durch das Reich der ALTEN. Lohnt es sich, sein Leben zu riskieren, um von einer Sekunde zur anderen Tausende von Meilen zu überwinden? Robert Craven muß sich diese Frage mehr als einmal stellen...

Die Tempelritter – Ein Geheimbund, der seit der Zeit der Kreuzzüge existiert und 1307 vom französischen König Phillip dem Schönen (scheinbar) zerschlagen wurde. Doch die Tempelritter bestanden weiter und haben heute in fast allen Ländern der Erde Logen. Ihr innerer Zirkel besteht aus den sogenannten MASTERN, die je ein »Spezialgebiet« beherrschen, z. B. der Storm-Master die Macht des Windes. Ihr oberster Ordensherr war Jean Balestrano.

* * *

Die Welt des Hexers

Die älteren Fans mögen mir verzeihen, wenn ich nun – für alle Neuleser, die mit diesem Band zur Serie stoßen mögen – die ganze Saga um den HEXER noch einmal in Kurzform bringe: Robert Craven, Sohn eines mächtigen Magiers aus Salem, wird im Jahre 1884 ohne sein Zutun in einen Kampf verwickelt, der schon seit Äonen tobt: Die GROSSEN ALTEN (GA), uralte dämonische Götter aus dem All, beherrschten einst mit ihren Dienerkreaturen, den Shoggoten, die Erde, bis ihr Tun andere, noch mächtigere Wesen auf den Plan rief: die ÄLTEREN GÖTTER, die die GA in einer gewaltigen Schlacht besiegten und zwischen den Dimensionen einkerkerten. Denn töten kann man die GA nicht, und so schlafen sie bis heute, von ihren Körpern getrennt, und träumen ihre Wiederkehr herbei. Durch eine unselige Beschwörung der Hexer von Salem, zu denen auch Roberts Vater Roderick Andara gehörte, wurde aber der Geist von dreizehn der GA geweckt, die seitdem versuchen, das Tor zu ihrem Kerker zu

zerbrechen, um erneut ihre Herrschaft über die Erde anzutreten. Auch sind sie in der Lage, durch die Macht ihres Geistes neue Shoggoten zu erschaffen, die ihre Auferstehung vorbereiten sollen. Andara erkannte die ungeheure Gefahr, in die seine ehemaligen Brüder und Schwestern die Menschheit gestürzt hatten, und er nahm den Kampf gegen die Knechte der GA auf. Ein Kampf, der nur wenige Jahre währte. Dann fiel Andara seinen Feinden zum Opfer, und sein Sohn, gerade 26 Jahre alt, trat sein Erbe an. Doch Robert Craven wehrt sich gegen die Mächte, die in seinem Inneren schlummern, gegen den Fluch, der ihn auf seinem Weg begleitet; der Fluch, anderen Menschen Unglück zu bringen, um andererseits gegen die GA bestehen zu können. Und der ihm den verhaßten Namen »HEXER« einbrachte. Nur wenige Menschen stehen Robert zur Seite: Howard Lovecraft, ein guter Freund seines Vaters; Rowlf, dessen Leibdiener; Priscylla, deren Geist jedoch verwirrt ist und die über ein Jahr lang unter dem Einfluß des NECRONOMICON, dem Buch des Bösen, stand.

Und Robert hatte einen mächtigen Gegenspieler: Necron, den Alten vom Berge, dessen Ziel es war, die GA aus ihrem Kerker zu befreien, mit Hilfe von SIEBEN SIEGELN DER MACHT, die über die ganze Erde verteilt sind. Aber Robert konnte Necron vernichten und vier der Siegel an sich nehmen.

Und noch eine weitere Gruppe bedroht den Hexer: die Tempelritter, fanatische Christen, die in Robert eine Kreatur des Bösen sehen und ihn vernichten wollen. Der innere Zirkel der Templer besteht aus den sogenannten Mastern, zu denen auch Howard Lovecraft einst gehörte; er besitzt die Fähigkeit, die Zeit zu beeinflussen. Und so steht Robert zwischen den Fronten, während die GA mehr und mehr an Kraft gewinnen und sich vorbereiten, ihr Gefängnis zu verlassen…

* * *

Während er sein Pferd antrieb, wandte Henry Baskerville immer wieder den Kopf und versuchte, den Abstand abzuschätzen, der ihn und seinen arabischen Diener Chalef noch von den Dharan trennte. Es war nicht eigentlich Furcht oder gar Todesangst, die ihn erfüllten, wohl aber doch mehr als einfaches Unbehagen. Mit diesen Söhnen der Wüste war nicht zu spaßen, und sofern er Chalef glauben durfte, war sein Leben ernsthaft in Gefahr, wenn er den Beduinen in die Hände fiel.

Und warum? Wäre die Situation nicht so ernst gewesen, hätte er

gelacht, wenn er an das »Verbrechen« dachte, daß er begangen hatte. Getrieben von nichts anderem als der neugierigen Wißbegierde eines Forschungsreisenden, hatte er im Nomadenlager der Beduinen ein Frauenzelt betreten, um die Schönen des Stammes einmal in unverschleiertem Zustand betrachten und studieren zu können. Daß dieses für ihn als aufgeklärten Europäer des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts völlig harmlose Tun in den Augen der Araber einer gar schändlichen und unverzeihlichen Untat entsprach, war ihm erst in dem Augenblick bewußt geworden, in dem mehrere Beduinenkrieger mit unverblümter Mordlust im Blick auf ihn losgingen. Nur die überstürzte Flucht aus dem Nomadenlager hatte ihn davor bewahrt, gleich an Ort und Stelle umgebracht zu werden.

Aber mit der Flucht allein war die Angelegenheit leider nicht aus der Welt geschafft – ganz und gar nicht. Der halbe Stamm war hinter ihm her.

Mindestens.

»Wenn... uns... werden sie... töten!«

Die Worte Chalefs, der mit verbissenem, von Furcht geprägtem Gesicht an seiner Seite ritt, wurden halb vom Heulen des Windes verschluckt, ließen jedoch an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Und langsam fing Henry Baskerville an, die Unkenrufe seines Dieners ernst zu nehmen. Als Einheimischer kannte sich Chalef mit den Sitten und Gebräuchen des Landes aus. Er wußte wohl, was er sagte. Und die Hartnäckigkeit der Dharan, die trotz des immer heftiger werdenden Sandsturmes offenbar nicht im Traum daran dachten, die Verfolgung aufzugeben, sprach für sich.

Henry Baskerville stieß einen Fluch aus und griff nach dem Gewehr, das im Sattelholster seines Pferdes steckte. Er entsicherte die Waffe, wandte abermals den Blick und feuerte dicht hintereinander mehrere Schüsse ab. Natürlich bestand nicht die geringste Chance, einen der Verfolger zu treffen, aber das war auch gar nicht seine Absicht. Er wollte die Beduinenkrieger erschrecken, nicht verletzen oder gar töten.

Aber seine schwache Hoffnung, die Dharan einschüchtern zu können, erfüllte sich nicht. Im Gegenteil. Die Schüsse schienen die Beduinen nur noch zorniger zu machen. Fernes Wutgebrüll, so laut, daß es selbst das Heulen des Windes übertönte, erscholl als Antwort auf seine Salve. Und die verschwommenen Silhouetten der Beduinen schienen wieder ein bißchen größer zu werden. Baskerville steckte die Waffe

ins Holster zurück und konzentrierte sich darauf, sein Pferd zu noch schnellerem Galopp anzutreiben. Chalef hatte Mühe, nicht den Anschluß an seinen Herrn zu verlieren.

Trotz allen Bemühens jedoch, trotz des wütenden Sturms, trotz des dunkler und dunkler werdenden Himmels schmolz sein Abstand zu den Verfolgern zusehends. Inzwischen waren sie so nahe herangekommen, daß eine Gewehrkugel jetzt vielleicht doch Aussichten gehabt hätte, ihr Ziel zu treffen. Dennoch machte Henry Baskerville keine Anstalten, abermals nach dem Gewehr zu greifen. Auch wenn er möglicherweise sein Leben aufs Spiel setzte, widerstrebte es ihm zutiefst, auf Männer zu schießen, die letzten Endes nur den Gesetzen ihrer Kultur gehorchten.

Die Dharan machten allerdings ebenfalls keinen Gebrauch von ihren Feuerwaffen. Ein gutes Zeichen? Wohl eher ein böses, dachte Baskerville düster. Offenbar wollten ihn die Beduinen lebend in die Hände zu bekommen. Und was sie dann mit ihm anstellen würden...

Er beugte sich tief über den Hals seines Reittiers, um dem Wind möglichst wenig Widerstand entgegenzusetzen und das Fortkommen zu verbessern.

Aber es war aussichtslos. Die Wüstensöhne hatten anscheinend die besseren Pferde und waren fraglos auch die besseren Reiter. Dichter und dichter schlossen sie auf. Schon war deutlich ihr heiseres Triumphgeschrei zu vernehmen. Sie wähnten sich ihres Opfers völlig sicher.

Noch zehn Pferdelängen, acht, sechs, vier...

Henry Baskerville war schon im Begriff, sein Reittier zu zügeln und schlichtweg aufzugeben, als es geschah.

Plötzlich zuckte ein gleißender Blitz nieder, begleitet von einem krachenden Donnerschlag, der den Männern fast die Trommelfelle platzen ließ, und schlug genau in der Mitte zwischen Verfolgern und Verfolgten in den Wüstensand ein. Doch es war kein Blitz, wie er bei einem normalen Gewitter vorkam – ein solches hatte den Sandsturm auch gar nicht begleitet. Es war ein Blitz, wie er weder Henry Baskerville und Chalef noch den Beduinen jemals zu Augen gekommen war. Grell zwar und schmerzhaft für die Netzhaut des menschlichen Auges, aber nicht lichtweiß, sondern von einem krankhaft leuchtenden Rot, das unwillkürlich an... Blut denken ließ. Und er ließ in seiner gleißenden Säule scharf umrissene Konturen

erkennen!

Die Gestalt eines tanzenden Derwischs, eines Dschinns oder eines rächenden Engels.

Sekundenlang hing der geheimnisvolle Blitz wie zu Eis erstarrt zwischen Himmel und Erde. Die Pferde der Beduinenkrieger bäumten sich auf, als seien sie gegen eine Wand geprallt, und mehr als eines warf seinen Reiter ab und ging schlichtweg durch. Die Dharan, nicht weniger erschrocken als ihre Reittiere, zerrten heftig an den Zügeln, rissen die Pferde herum und jagten in wilder Flucht in die Richtung zurück, aus der sie gekommen waren. Sie schienen Baskerville und seinen Diener völlig vergessen zu haben.

Die grellroten Linien des Blitzes verblaßten. Und fast so, als ob das Verschwinden der Leuchterscheinung ein geheimes Zeichen an die Natur gewesen wäre, kam auch der Sturm zum Erliegen. Die hochgepeitschten Sandkörner sanken zu Boden, mit einem Male ihrer Kraft beraubt, das Heulen des Winds wurde zu einem Säuseln, der Schleier vor der untergehenden Sonne zerriß. Plötzlich lag eine friedvolle Wüste im sanften Abendrot vor Henry Baskerville und seinem Diener.

Die beiden brauchten eine ganze Weile, um sich von dem Schock zu erholen. Chalef war der erste, der wieder Worte fand.

»Allah hat uns gerettet«, sagte er und deutete zum Himmel hinauf. »Er hat uns einen Dschinn gesandt, um die Dharan zu vertreiben.«

»Einen Dschinn?« Wiederholte Baskerville verwirrt. »Nun, ich würde eher sagen, daß es ein guter Engel war.« Dann erst kam ihm recht zu Bewußtsein, was er da von sich gegeben hatte, und er lachte laut auf.

Dschinns?

Engel?

Er glaubte weder an das eine noch an das andere. Er war ein nüchterner, aufgeklärter Mensch, der mit beiden Füßen fest auf dem Boden der Tatsachen stand. Für übernatürliche Dinge war in seinem Denken kein Platz. Sie gehörten in den Bereich von Ammenmärchen, Aberglauben und krankhafter Einbildung.

»Alles Unsinn«, sagte er. »Es war ein Blitz, sonst gar nichts!«

Chalef schüttelte heftig den Kopf. »Kein Blitz! Die riesenhafte Gestalt,

die wir gesehen haben…«

»Eine Luftspiegelung«, erklärte Baskerville überzeugt. »So etwas wie eine Fata Morgana. Schließlich befinden wir uns in der Wüste, nicht wahr?«

»Das war keine Fata Morgana«, widersprach Chalef. »Ich habe schon mehr als eine gesehen. Und wie ist es zu erklären, daß der Sturm so plötzlich abbrach? Eine höhere Macht hat ihm Einhalt geboten!«

»Jeder Sturm geht einmal zu Ende.«

»Aber nicht von einem Augenblick zum anderen«, beharrte Chalef im Brustton der Überzeugung. »Nur eine höhere Macht…«

»Allah!« Baskerville grinste.

Chalef erwiderte das Grinsen nicht. Im Gegenteil; er wurde noch ernster und nickte nur bekräftigend.

Henry Baskerville verspürte keine Neigung, die fruchtlose Diskussion fortzusetzen. Er kannte seinen Diener gut genug, um zu wissen, daß er den braven Burschen doch nicht überzeugen konnte. Chalef war so abergläubisch wie eine irische Waschfrau.

»In Ordnung«, sagte er deshalb. »Danken wir also Allah für unsere wundersame Rettung vor dem heiligen und gerechten Zorn der Wüstenkrieger.«

Und vor diesem Zorn waren sie in der Tat jetzt sicher. Die Dharan hatten sich in ihrer Panik so schnell davongemacht, daß sie längst am Horizont verschwunden waren. Nichts sprach dafür, daß sie ihren Sinn noch ändern und zurückkommen würden.

Erst jetzt wurde sich Henry Baskerville bewußt, daß ihn die wilde Hetzjagd viel von seiner Kraft gekostet hatte. Auch die Pferde ließen erschöpft die Köpfe hängen, flockiger Schaum stand vor ihren Nüstern. Ihnen allen konnte eine Rast nur guttun. Außerdem würde es jetzt sehr schnell dunkel werden. Und mit der Dunkelheit kam die Kälte, die in der Wüste auf sehr unangenehme Grade fallen konnte. Henry Baskerville richtete sich kurz im Sattel auf und ließ seinen Blick über die endlose Weite schweifen.

»Wie weit ist es bis zum nächsten Wasserloch?« fragte er seinen Diener.

»Mehrere Stunden«, antwortete Chalef sofort. Baskerville sah ihn kritisch an, die Antwort kam ihm etwas zu schnell. Aber er hatte keinen Grund, ihm nicht zu glauben. Chalef kannte sich in der Arabischen Wüste bestens aus, das hatte er schon des öfteren bewiesen.

»Schön«, sagte Baskerville. »Weiterreiten hat also keinen Sinn. Bleiben wir gleich an Ort und Stelle und suchen uns einen Platz für das Nachtlager.«

Er war nicht einmal undankbar dafür, daß die nächste Wasserstelle außer Reichweite lag. Man konnte nie wissen, welches Gesindel sich nachts an diesen Lebensadern der Wüste einfand, und wonach ihm der Sinn stand. Da sie jedoch ihre Wasservorräte im Zeltdorf der Dharan aufgefüllt hatten, würden sie in dieser Beziehung keinen Mangel leiden müssen.

Chalef erhob keine Einwände gegen Baskervilles Vorschlag. Auch er war davon überzeugt, daß von Seiten der Beduinen keine Gefahr mehr drohte. Mit erhobener Hand deutete er zu einer Düne hinüber, die kaum hundert Yards entfernt lag.

Wenig später hatten die beiden Männer den Fuß der Düne erreicht und stiegen aus den Sätteln. Während Baskerville daran ging, die Pferde aus einem der mitgeführten Wasserschläuche zu tränken, begann Chalef, das Zelt aufzubauen.

Der arabische Diener hatte noch nicht die zweite Zeltstange in den Wüstensand gerammt, als er einen kurzen, angsterfüllten Schrei ausstieß.

Baskerville hob den Kopf und blickte zu ihm hinüber. Chalef stand da wie zur Salzsäule erstarrt. Mit weit aufgerissenen Augen und einem Gesichtsausdruck, in dem sich alle Schrecken dieser Welt widerspiegelten, starrte er auf den Boden zu seinen Füßen.

»Was ist passiert?« Fragte Baskerville.

Chalefs Mund bewegte sich, aber es kamen nur unartikulierte Töne hervor.

Laute eines Entsetzens, das sich nicht in Worte kleiden ließ.

Aufs höchste alarmiert, wandte sich Henry Baskerville von den beiden Pferden ab und trat an die Seite seines arabischen Dieners. Weitere Fragen waren überflüssig. Er sah mit eigenen Augen, was Chalef so

entsetzt hatte. Und er mußte zugeben, daß auch ihn selbst ein eiskalter Schauder überlief.

Vor ihm lag, halb vom Wüstensand begraben, ein… Mensch. Er war tot, schon seit langer, langer Zeit. Ganz offensichtlich hatte er all die Jahre über völlig vom Sand bedeckt dagelegen und war erst jetzt durch den Sturm wieder ans Tageslicht gebracht worden. Die Sandschichten hatten seinen Körper völlig mumifiziert, so daß er aussah wie gegerbtes Leder oder Pergament. Dennoch ließ sein verschrumpeltes Gesicht auch jetzt noch einen Ausdruck erkennen, der dem Chalefs auf erschreckende Weise ähnlich sah: Entsetzen, Schrecken und Todesangst hatten sich in seine vertrockneten Züge gegraben.

Der Mann war ermordet worden. Ein Pfeil hatte seinen Hals durchbohrt und seinem Leben ein Ende gesetzt.

Henry Baskerville kratzte sich nachdenklich am Kinn, als er auf den Toten hinabblickte. Der Mann war kein Araber gewesen, sondern ganz eindeutig ein Europäer, doch seine Kleidung war so bizarr, daß Baskerville sich zu dieser Schlußfolgerung nur mühsam durchringen konnte. Er trug einen weißen, weit geschnittenen Umhang, auf dessen Brustteil ein rotes, gleichschenkliges Balkenkreuz prangte. Auf dem Kopf trug er einen metallenen Helm, und in einer Scheide an seiner Seite steckte ein Schwert. Baskerville war ein gebildeter und belesener Mensch, und nach den ersten Sekunden der Verwirrung dämmerte es ihm, wen er hier vor sich hatte.

Der Tote war ein Templer. Ein Angehöriger jenes sagenumwobenen geistlichen Ritterordens, den die Kreuzfahrer Anfang des zwölften Jahrhunderts gegründet hatten.

Eine gewisse Ehrfurcht überkam Henry Baskerville, als er sich bewußt wurde, daß der ehemalige Tempelherr wahrscheinlich seit länger als achthundert Jahren hier lag, in seinem sandigen Grab gefangen…

Er sah auf und wandte sich wieder an Chalef, der den Toten nach wie vor mit starrem Blick und offenkundigem Entsetzen betrachtete. Fast so, fuhr es Baskerville durch den Sinn, als befürchte er, der Templer könne jeden Augenblick von den Toten auferstehen und ihm an die Gurgel fahren.

»Du brauchst keine Angst zu haben«, sagte er. »Der Mann ist seit vielen Jahrhunderten tot.«

»Seit vielen Jahrhunderten?« Wiederholte Chalef fast tonlos. Dann

schüttelte er bedächtig den Kopf. »Nein, er ist vielleicht erst vor wenigen Tagen oder…« Er brach ab und – blickte sich gehetzt nach allen Seiten um, wobei sich der angstvolle Ausdruck in seinen Zügen noch verstärkte.

Henry Baskerville lachte. Erst jetzt wurde ihm klar, daß sein Diener keine Furcht vor dem Toten hatte, sondern vor demjenigen, der den Templer einst ermordet hatte. Daß dieser Mörder ebenfalls schon vor Jahrhunderten das Zeitliche gesegnet haben mußte, begriff er in seiner Einfalt gar nicht.

»Ja, paß nur gut auf«, spottete Baskerville, noch immer lachend. »Vielleicht sitzt der Killer… da oben?« Er deutete zum Gipfel der Düne empor, die gut dreißig Yards in die Höhe ragte.

Chalef folgte dem Blick seines ausgestreckten Zeigefingers. Offenbar hielt er es tatsächlich für möglich, daß dort oben jemand lauerte, der seinen Pfeil schon auf die Bogensehne gelegt hatte und bereit war, ihn jeden Augenblick losschnellen zu lassen.

Baskerville achtete nicht weiter auf seinen Diener. Der Tempelherr interessierte ihn im Augenblick ungleich mehr. Er ging in die Knie und beugte sich zu dem mumifizierten Gesicht des Toten herab. Natürlich war kein Leichengeruch wahrzunehmen, was er nach achthundert Jahren wohl auch kaum erwarten konnte. Er wagte nicht, den Leichnam zu berühren. Nicht etwa, weil er Ekel oder gar Angst davor verspürt hätte. Nein, seine Bedenken waren rein wissenschaftlicher Natur. Er konnte nicht ausschließen, daß der Mumifizierte bei einer Berührung zu Staub zerfiel. Und das wäre ihm wie ein Sakrileg erschienen. Seit unvorstellbar langer Zeit hatte der Tempelritter körperlich nahezu unversehrt hier im Wüstensand geruht, und Baskerville wollte nicht die Ursache dafür sein, daß dieser Zustand ein so abruptes Ende fand. Dennoch drängte es ihn danach, irgend etwas von dem Toten in seinen Besitz zu bringen, diesmal allerdings nicht so sehr aus wissenschaftlicher Neugier, sondern mehr aus dem Wunsch heraus, ein Souvenir zu bekommen, das ihn nach der Rückkehr in sein Heimatland England an diese ungewöhnliche Begegnung erinnern würde.

Von den furchtsamen Blicken Chalefs begleitet, streckte er die rechte Hand aus, um nach dem Schwert des Templers zu greifen. Wenn es ihm gelang, die Klinge ganz vorsichtig aus der Scheide zu ziehen…

Schnell merkte er, daß das Schwert festsaß. Er würde Gewalt anwenden müssen, um es aus der Scheide zu lösen, und den Toten

dabei letzten Endes wohl doch in eine Häufchen Staub verwandeln. Er ließ von der Waffe ab und überlegte noch, ob er das Risiko eingehen sollte, als sein Blick auf einen kleinen, eigenartig geformten Gegenstand fiel, der halb unter dem Umhang des Tempelherren verborgen lag. Ohne zu zögern griff Baskerville nach dem Ding und zog es unter dem brüchigen Stoff hervor.

Es war eine... Rose! Eine Rose aus Sand!

Verblüfft zog Henry Baskerville die Augenbrauen hoch. Was für eine seltsame Laune der Natur war dies? Wie hielt die Rose zusammen? Als er sie in die Hand nahm, hätte sie zwischen seinen Fingern zerbröckeln müssen. Aber davon konnte keine Rede sein. Obgleich er keinen Moment daran zweifelte, daß sie tatsächlich aus purem Wüstensand bestand, war ihre Struktur so fest gefügt, als würde es sich bei dem Material um soliden Fels handeln. Und als Baskerville die Rose mit aller Kraft zusammenpressen wollte, stöhnte er vor ungläubiger Überraschung auf. Die Form des Objekts veränderte sich nicht um den Bruchteil eines Zolls! Allenfalls seine Finger schmerzten – ganz so, als habe ihn die Rose gestochen.

Baskerville wandte sich seinem Diener zu. »Chalef, hast du eine Ahnung, was es mit diesem Ding hier auf sich hat?« Er hielt dem Araber die Sandrose hin.

Chalef zuckte zurück, als würde ihm eine hochgiftige Viper entgegenzüngeln. Die Angst in seinen Zügen schien sich noch zu steigern. Er murmelte etwas Unverständliches vor sich hin und machte mit der Hand eine Gebärde, die wohl sinngemäß dem Kreuzzeichen eines Christen entsprach.

»Was?« Fragte Henry Baskerville leicht gereizt. Die völlig unbegründete Furcht seines Dieners ging ihm langsam aber sicher auf die Nerven.

»Sill el Mot«, flüsterte Chalef. »Sill el... what?«

»Sill el Mot«, wiederholte Chalef nur. Er schien sich nicht weiter über dieses Thema auslassen zu wollen.

Die Arabischkenntnisse Baskervilles waren ziemlich unterentwickelt. Nicht zuletzt aus diesem Grund hatte er ja auf die Dienste eines einheimischen Dieners zurückgreifen müssen. Mit dem Begriff »Sill el Mot« konnte er nicht das geringste anfangen.

»Wer oder was soll das sein?« erkundigte er sich.

Wieder murmelte Chalef etwas vor sich hin, das unverständlich blieb. Und Henry Baskerville war eigentlich auch gar nicht mehr interessiert daran, was sein Diener da zum besten gab. Die Angst Chalefs, die nur von albernem Aberglauben genährt werden konnte, ärgerte ihn über alle Maßen.

»Bau das Zelt weiter auf«, wies er den Araber mit scharfer Stimme an, steckte die geheimnisvolle Sandrose in die Tasche und ging dann wieder zu den Pferden hinüber, um sie weiter zu tränken.

Eine gute halbe Stunde später hatten die beiden Männer ihr Abendessen verzehrt und sich im Zelt zum Schlafen niedergelegt. Was nicht etwa bedeutete, daß sie wirklich hätten einschlafen können. Baskerville hörte, wie sich Chalef unruhig auf seiner Decke hin und her warf, glaubte ein paarmal sogar, ein Zähneklappern seines Dieners wahrnehmen zu können. Doch auch er, daß mußte er sich selbst widerwillig eingestehen, fühlte sich mittlerweile unbehaglich. Immer wieder kreisten seine Gedanken um den toten Tempelritter draußen vor dem Zelt. Und um den geheimnisvollen roten Blitz. Wenn er recht darüber nachdachte, mußte er zwangsläufig zu der Erkenntnis gelangen, daß er und Chalef ohne diesen Blitz niemals auf den mumifizierten Leichnam gestoßen wären. So albern er auch war – der Gedanke, daß vielleicht doch eine höhere Macht am Werk gewesen war, wurde für Henry Baskerville zur fixen Idee.

Schließlich, nach Stunden unruhigen Wachens, glitt er doch noch in die dunklen Gefilde des Schlafes hinab. Aber auch noch im Halbschlaf wurde er die Vorstellung nicht los, daß ihn die toten Augen des Templers durch die Zeltwände hindurch drohend anstarrten.

* * *

London machte seinem schlechten Ruf wieder einmal alle Ehre. Der Himmel hatte all seine Schleusen geöffnet. Es goß zwar nicht in Strömen, wohl aber in Form jenes penetranten Nieselregens, der einem das ständige Gefühl gab, unversehens in ein klebriges, kühles Dampfbad geraten zu sein. Nebelschwaden trieben durch die Straßen und ließen Passanten und Pferdekutschen zu huschenden grauen Schemen werden. Düstere Wolken verbannten den Gedanken, daß es so etwas wie eine Sonne überhaupt gab, ins Reich der Legende.

Warum es mich ausgerechnet an diesem unfreundlichen Tag aus meinem Haus am Ashton Place getrieben hatte, wußte ich selbst nicht. Wahrscheinlich hatten die Geschehnisse der letzten Woche nicht

gerade dazu beigetragen, Andara-House in mein Herz zu schließen. Obgleich das Haus mir das Leben gerettet hatte, war ich von dem Gedanken beseelt, seine düsteren Mauern für einige Zeit zu verlassen und durch die Straßen zu wandern.

London ist eine riesige Stadt. Ich lebte noch nicht lange genug hier, um jederzeit auf Anhieb sagen zu können, in welchem Teil der Millionenstadt ich mich befand. Ich hatte mich allein vom Zufall und meinen Füßen leiten lassen und ging jetzt eine Straße entlang, in der ich noch nie gewesen war.

Es war eine Häuserschlucht irgendwo in der City, trotz des Regens voll von pulsierendem Leben. Die Menschen drängten sich auf dem nassen Trottoir, in den Pubs, Gasthäusern und Geschäften.

Eine seltsame Unruhe erfüllte mich. Es war um die frühe Mittagsstunde; ich hatte gerade ausgiebig gefrühstückt und meinen Butler angewiesen, den Lunch heute ausfallen zu lassen. Ich hatte also genügend Zeit, zudem während der letzten Tage niemand mehr versucht hatte, mir einen Mord in die Schuhe zu schieben oder mich gegen einen mechanischen Doppelgänger auszutauschen. Dennoch hastete ich, ohne es eigentlich bewußt zu wollen, die Straße entlang wie jemand, der befürchten mußte, einen überaus wichtigen Termin zu versäumen. Gewaltsam zügelte ich meine hektische Ungeduld und zwang mich dazu, die Füße so gemessen voreinander zu setzen, wie es sich für einen Gentleman geziemte. Aus Gründen, für die ich keine Erklärung fand, fiel mir dies ausgesprochen schwer. Und nach wenigen Schritten schon fiel ich erneut in eine schnelle Gangart zurück. Ich wollte mich zur Besinnung rufen… aber es ging nicht mehr! Meine Füße schienen sich förmlich zu verselbständigen.

Nach etwa zweihundert Yards passierte ich ein Gasthaus. Das heißt, ich wollte es passieren… und blieb, wie von einer unsichtbaren Hand gestoppt, vor der Eingangstür stehen. Und ehe ich mich versah, hatte ich bereits die Schwelle erreicht und die Klinke heruntergedrückt.

Zwischen Tür und Angel kam ich endlich zu Bewußtsein. Was, zum Teufel, machte ich da? Dieses Gasthaus – Harvey's stand auf einem hölzernen Schild über dem Eingang – war mir völlig unbekannt. Und da ich weder Hunger noch Durst verspürte, lag nicht der geringste Grund vor, es zu betreten. Dennoch war ich im Begriff, eben dies zu tun.

Ich biß die Zähne zusammen, riß mich geradezu von der Tür los und trat wieder auf die Straße. Mühsam Fuß vor Fuß setzend, entfernte ich

mich vom Harvey's.

Ich war vielleicht zehn Schritte gegangen, als mir Übelkeit aus meinem Magen die Kehle hinaufkroch. Kalter Schweiß trat mir auf die Stirn, und ich merkte, daß ich schwankte wie jemand, der zu tief ins Whiskyglas geschaut hat. Dabei hatte ich heute noch keinen einzigen Schluck Alkohol zu mir genommen.

Alle Kraft zusammennehmend, ging ich weiter. Einige der Passanten warfen mir verwunderte Blicke zu – offenbar sah ich auch so aus, wie ich mich fühlte. Ein junger Mann sprach mich sogar an und fragte, ob er mir irgendwie helfen könnte. Ich schüttelte nur stumm den Kopf und setzte meinen Weg fort.

Aber ich kam nicht weit. Eine Art Magnet schien an mir zu zerren, schien mich zurückreißen zu wollen.

Zurück zum Harvey's!

Augenblicke lang kämpfte ich noch gegen das unerklärliche Geschehen an. Dann jedoch, als die Übelkeit immer stärker wurde, gab ich den Kampf auf.

Und kaum hatte ich den Widerstand gegen mich selbst eingestellt, als ich mich auch schon auf dem Absatz umdrehte und den Weg zurückging, den ich gerade gekommen war. Schnurstracks steuerte ich auf die Eingangstür des Harvey's zu und betrat das Gasthaus, diesmal, ohne auch nur eine einzige Sekunde zu zögern.

Auf Anhieb erkannte ich, daß es sich um ein ausgesprochen nobles Restaurant handelte. Ein dicker, dunkelroter Berberteppich bedeckte den Boden, schwere Ölgemälde hingen an den holzgetäfelten Wänden. Das Mobiliar war von feinster Machart und hätte dem Speisezimmer eines vornehmen Schlosses zur Ehre gereicht. Gäste hatten sich wenige eingefunden. Die meisten der weißgedeckten Tische waren unbesetzt.

Wie es sich für ein erstklassiges Haus gehörte, eilte sofort ein Kellner auf mich zu, um mir aus den regennassen Kleidern zu helfen. Ich übergab dem Bediensteten Hut und Mantel, schüttelte jedoch den Kopf, als er auch nach meinem Spazierstock greifen wollte. Nur wenn es sich gar nicht vermeiden ließ, trennte ich mich von meinem Stockdegen und dem im Knauf eingeschmolzenen Schoggotenstern.

Die Entscheidung, mir einen Tisch auszusuchen, wurde mir von meinen Füßen abgenommen. Ohne daß ich es wollte, schienen sie wieder zu unheimlichem Eigenleben zu erwachen und trugen mich zu

einem Tisch hinüber, der bereits von einem einzelnen Herrn besetzt war. Er trug Kleidung, der man auf den ersten Blick ansah, daß sie von einem sehr teuren Schneider stammte. Altersmäßig war er nur schwer einzuschätzen, aber ich täuschte mich wohl nicht, wenn ich ihn für ungefähr dreißig hielt. Er war nicht sehr groß, aber von kräftiger Statur. Das auffälligste Merkmal seines ansprechenden Gesichtes bildeten buschige, schwarze Augenbrauen. Seine Hautfarbe war ungewöhnlich stark gebräunt, was bestimmt nicht von der englischen Sonne herrührte. Instinktiv spürte ich, daß dieser Mann schon viel herumgekommen war und mehr erlebt hatte als die meisten Menschen seines doch noch recht jugendlichen Alters.

»Ja?« Er blickte von der Zeitung, in der er gelesen hatte, hoch, und während er die einsilbige Frage hervorstieß, bildete sich auf seiner Stirn eine scharfe Falte offenkundiger Mißbilligung.

Mir wurde bewußt, daß ich ihn fast eine Minute lang angestarrt haben mußte. Das gehörte bestimmt nicht zu den Gepflogenheiten eines Gentleman, wie man sie in einem solchen Restaurant erwarten durfte, und mußte nahezu zwangsläufig Befremden hervorrufen.

Ich räusperte mich und brachte eine leichte, aber durchaus höfliche Verbeugung zuwege.

»Craven«, sagte ich. »Robert Craven.«

Wenn ich gedacht hatte, daß sich der Fremde nun ebenfalls vorstellen würde, sah ich mich getäuscht. Er bedachte mich nur weiterhin mit mißbilligenden Blicken.

»Ja?« fragte er abermals.

Ich kam mir selbst ziemlich albern vor, so dazustehen wie bestellt und nicht abgeholt. Am liebsten hätte ich mich umgedreht und wäre eiligen Schrittes davongegangen. Doch irgend etwas in mir zwang mich dazu, diesen Gedanken nicht einmal ernsthaft in Erwägung zu ziehen.

»Darf ich... darf ich mich zu Ihnen setzen?« fragte ich statt dessen.

»Warum?« Die steile Falte auf der Stirn des Mannes wurde noch steiler.

Warum? Das war eine gute Frage. Eine Frage noch dazu, auf die ich selbst keine Antwort wußte.

»Nun?« drängte der Fremde, gereizt und alles andere als freundlich, was ich ihm nach Lage der Dinge nicht einmal sonderlich verübeln konnte.

»Weil… weil ich gerne in Gesellschaft speise«, sagte ich schließlich und fühlte mich dabei genauso einfältig, wie ich vermutlich auch wirkte.

»Nun«, erwiderte der Fremde und verzog mit einem leichten Anzeichen von Arroganz das Gesicht, »ich ziehe es vor, allein zu speisen, Mister.«

Damit war das Thema für ihn erledigt. Er wandte den Blick von mir ab und widmete sich wieder der Times, die aufgeschlagen auf seinem Tisch lag.

Erneut hatte ich einen schweren Kampf mit mir auszutragen. Ein tief sitzender, unbegreiflicher Trieb wollte mich dazu veranlassen, trotz der unmißverständlichen Abfuhr an seinem Tisch Platz zu nehmen. Mein Verstand sagte mir allerdings, daß der Fremde daraufhin vermutlich die Bediensteten des Gasthauses rufen würde, um mich herauswerfen zu lassen. Eine solch entwürdigende Behandlung wollte ich mir nun wirklich ersparen, und es gelang mir dann auch, mich gegen mein Innerstes durchzusetzen. Aber es war nur ein halber Sieg, denn statt das Restaurant einfach zu verlassen und meiner Wege zu gehen, schritt ich zum freien Nebentisch hinüber und ließ mich daran nieder, und zwar so, daß ich den Mann mit den buschigen Augenbrauen jederzeit im Blickfeld hatte.

Ein Kellner huschte dienstbeflissen herbei, und ich gab geistesabwesend irgendeine Bestellung auf, die ich Sekunden später bereits wieder vergessen hatte. Meine ungeteilte Aufmerksamkeit galt dem Fremden.

Natürlich war sich der Mann meiner unaufhörlichen Beobachtung wohl bewußt, obwohl er sich den Anschein gab, als würde ich für ihn gar nicht existieren. Eine Weile später bekam er sein Menü. Er begann, die Lammkeule mit Pilzen und Rahmsauce zu zerteilen, hatte aber offensichtlich keinen großen Genuß daran. Zweifellos war er irritiert, was ich durchaus verstehen konnte. Auch ich wäre irritiert gewesen, hätte ich fortwährend die Gewißheit gehabt, daß mir jemand Löcher in den Hinterkopf starrte.

Schließlich reichte es ihm. Er ließ Messer und Gabel fallen und wandte sich mit einer ungestümen Drehung zu mir um.

»Was bezwecken Sie damit, Mister?« fuhr er mich an.

Ich schluckte, um mich des Kloßes zu entledigen, der mit einem Male in meiner Kehle saß.

»Ich weiß nicht, was Sie meinen«, gab ich zur Antwort.

»Sie wissen verdammt genau, was ich meine«, knurrte er. »Sie glotzen mich an, als hätte ich Ihnen die Brieftasche gestohlen!«

»Davon... kann keine Rede sein«, preßte ich hervor.

»Natürlich nicht. Also, warum glotzen Sie mich an?«

»Ich...«

Zum Glück wurde ich einer Antwort enthoben, denn in diesem Augenblick brachte der Kellner mein eigenes Essen. Ich murmelte irgend etwas und zwang mich dann, meine Aufmerksamkeit auf das Menü zu richten. Es handelte sich um flambierte Nieren in irgendeiner undefinierbaren, bunten Soße. Der Teufel mußte mich geritten haben, so etwas zu bestellen. Dennoch machte ich mich sogleich darüber her, teils, um mich selbst abzulenken, teils, um den wütenden Blicken meines Tischnachbarn zu entkommen.

Auch der Fremde nahm schließlich Messer und Gabel wieder hoch und aß weiter. Was meine Nieren anging, vermochte ich nicht einmal zu sagen, ob sie schmeckten oder nicht. Zu sehr war ich damit beschäftigt, gegen den verrückten inneren Drang anzugehen, der mich zwingen wollte, wieder zu dem Mann am Nebentisch... hinüberzuglotzen, wie er sich ausgedrückt hatte.

Obgleich ich mich normalerweise durchaus rühmen kann, einen starken Charakter und einen festen Willen zu haben, bereitete ich mir in dieser Hinsicht diesmal eine bittere Enttäuschung. Lange hielt ich meine Enthaltsamkeit nicht durch. Ich kam gegen den unheimlichen Zwang, der sich in mir festgesetzt hatte, nicht mehr an, hörte auf zu essen und nahm meinen Tischnachbarn wieder fest ins optische Visier. Daß ich dabei nicht aufstand und ihm ganz dicht auf die Pelle rückte, mußte ich mir bereits als Erfolg anrechnen.

Erwartungsgemäß merkte mein Opfer sehr schnell, daß ich wieder angefangen hatte, ihn zu fixieren wie die Schlange das Kaninchen. Ruckartig fuhr er abermals herum.

»Sagen Sie mal, Mister«, schnauzte er. »Sind Sie vielleicht...

andersrum?«

»Ob ich...«

»... auf Männer stehe!« sagte er drastisch. »Ja, genau das war meine Frage«

»Ich... bin verlobt«, stammelte ich. »Mit einem überaus reizenden Mädchen«, fügte ich dann noch hinzu, ganz so, als müßte ich jedes Mißverständnis ausschließen.

»Na, die Schnepfe möchte ich sehen«, knurrte er und wandte sich wieder ab.

Zorn wallte in mir hoch. Hatte ich es nötig, Priscylla auf diese Weise beleidigen zu lassen? Der Fremde war zwar kräftig und überragte mich noch um gut eine Handbreit, aber ich zweifelte nicht im mindesten daran, daß ich es jederzeit mit ihm aufnehmen konnte. Nur die Erkenntnis, daß seine rüde Verhaltensweise wohl von mir provoziert worden war, ließ mich davon Abstand nehmen, handgreiflich zu werden.

In jedem Fall war dem Fremden der Appetit jetzt endgültig vergangen. Er stieß wütend seinen Teller zurück und rief lautstark nach dem Kellner. Er zahlte, ließ sich seinen Mantel bringen, bedachte mich noch mit einem wutsprühenden Blick und verließ dann das Gasthaus.

Ich stand vor einer schweren Bewährungsprobe. Alles in mir drängte mich, unverzüglich aufzuspringen und dem Mann zu folgen. Krampfhaft klammerte ich mich an der Tischplatte wie an einem Rettungsanker fest. Ich spürte, wie mir der Schweiß aus allen Poren brach, wie in meinem Kopf ein schwindelerregendes Gefühl der Leere entstand, wie das Blut in meinen Adern raste und pochte. Entzugserscheinungen wie bei einem Opiumsüchtigen, schoß es mir durch den Kopf.

Diesmal jedoch hielt ich durch. Und langsam, wohl mit jedem Schritt, den sich der Fremde vom Restaurant entfernte, besserte sich mein Befinden wieder. Zumindest die rein körperlichen Symptome verflüchtigten sich. Was blieb, war die seelische Empfindung, einen ungeheuren Verlust erlitten zu haben, einen Verlust, den ich wahrscheinlich nicht ertragen konnte, ohne dabei dem hellen Wahnsinn anheimzufallen.

Meinem Kellner war nicht entgangen, daß mit mir irgend etwas nicht in Ordnung war. Er trat an den Tisch und blickte mich mit echter

Besorgnis an.

»Kann ich etwas für Sie tun?« fragte er.

Ich nickte. »Verraten Sie mir den Namen des Mannes, der hier am Nebentisch gesessen hat.«

Und so erfuhr ich, daß der Fremde, der mich auf so mysteriöse Weise in seinen Bann geschlagen hatte, ein Sir Henry Baskerville aus Devonshire war.

* * *

Nachdem Frederic Murphy die Häupter seiner Lieben gezählt hatte, stieß er einen gotteslästerlichen Fluch aus.

»Bruce!« brüllte er.

Er bekam keine Antwort, obwohl kaum ein Zweifel daran bestehen konnte, daß sein Sohn ihn gehört haben mußte.

»Bruce!«

Diesmal hatte sein Rufen Erfolg. Der Junge trat aus dem Stall und kam zum Pferch herüber, mit zögernden, unsicheren Schritten. Sein sommersprossiges Gesicht war betont ausdruckslos, aber in seinen Augen flackerte das leibhaftige schlechte Gewissen. Nur zu gut wußte er, warum er gerufen worden war.

»Ja, Daddy?«

Frederic Murphy deutete auf die Schafskoppel. »Kannst du zählen, Bruce?« fragte er mit falscher Freundlichkeit.

Sein Sohn wandte sich dem Gattergeviert zu, in dem sich blökend der ganze Besitz der Familie Murphy drängte, hob die rechte Hand und fing tatsächlich an, die Schafe abzuzählen.

»Eins, zwei, drei…«

»Hör auf!« unterbrach ihn Frederic Murphy mit kaum gebändigtem Zorn. »Du weißt so gut wie ich, daß es nicht siebenundzwanzig, sondern nur sechsundzwanzig sind.«

»Nur sechsundzwanzig?« Bruce gab sich nach wie vor den Anschein

der vollkommenen Unschuld. Erneut hob er seine Rechte und zählte weiter.

»Vier, fünf, sechs…«

Frederic Murphy setzte dem Spiel ein Ende, indem er dem Jungen eine schallende Ohrfeige versetzte, die diesen beinahe zu Boden torkeln ließ.

»Das soll dich lehren, deinen Vater für dumm zu verkaufen!«

Jetzt endlich gab sich Bruce geschlagen. Er fuhr sich über die schmerzenden Wange, schniefte und verdrängte mühevoll die Tränen, die sich in seinen Augen zu sammeln begannen.

»Es… es war nicht meine Schuld«, sagte er weinerlich. »Ich habe aufgepaßt wie immer, aber trotzdem…«

»… ist dir eins der Schafe weggelaufen!«

»Es ist nicht weggelaufen. Es war auf einmal ganz einfach… verschwunden.«

Frederic Murphy blickte zum Himmel empor, an dem die Sonne längst untergegangen war. Die Dämmerung hatte bereits ein Stadium erreicht, in dem sie jetzt sehr schnell der Nacht weichen würde. Und wenn es erst einmal völlig dunkel geworden war, ließ sich gar nichts mehr machen.

»Komm«, sagte er zu seinem Sohn. »Wir suchen das Tier.«

»Wir werden es nicht finden.«

»Wenn wir hier rumstehen, ganz bestimmt nicht. Also komm.« Frederic Murphy wandte sich zum Gehen.

Der Junge zögerte. »Jetzt ins Moor? In ein paar Minuten ist es stockfinster.«

Frederic Murphy wußte, wo er seinen Sohn packen konnte. »Du hast doch nicht etwa Angst?« fragte er mit gespielter Geringschätzung.

»Ich habe nie Angst«, antwortete Bruce bestimmt.

»Worauf wartest du dann noch?«

Augenblicke später waren Vater und Sohn unterwegs. Ihre kleine

Schaffarm lag am Rand des Grimpener Sumpfs, eines ausgedehnten Moorgebiets in der Grafschaft Devonshire. Die Landschaft war trostlos, öde und dünnbesiedelt und ermöglichte ihren Bewohnern – Torfstechern, Moorbauern, Schafzüchtern – ein kärgliches Auskommen, das sie sich im Schweiße ihres Angesichts verdienen mußten. Frederic Murphy konnte ein trauriges Liedchen davon singen. Um den Schafen Weideplätze bieten zu können, die ihre gewiß nicht sonderlich anspruchsvollen Bedürfnisse zu befriedigen vermochten, war es erforderlich, mitunter tief ins Moor einzudringen. Dies brachte Gefahren mit sich, denn das Moor war tückisch und lag ständig auf der Lauer nach Ahnungslosen und Unvorsichtigen. Aber die Murphys kannten sich aus im Sumpf und wußten sehr wohl, welche Stellen sie meiden mußten, um ihr Leben nicht aufs Spiel zu setzen. Das galt für Vater und Sohn gleichermaßen, und Frederic Murphy war sich darum auch völlig im klaren darüber, daß Bruce keine Angst vor dem Moor selbst hatte. Was sein Sohn fürchtete, war vielmehr das, was seit einigen Wochen wieder im Moor umgehen sollte – das unheimliche Etwas, das...

Frederic Murphy verdrängte ärgerlich die unsinnigen Gedanken. Er glaubte nicht an die Manifestation des leibhaftigen Bösen. Den größten Teil seines Lebens hatte er in dieser Gegend verbracht, und in all der Zeit hatte es sich niemals gezeigt. Daß es nun nach so vielen Jahren sein höllisches Haupt wieder in die Höhe recken sollte, war nicht mehr als eine der vielen Legenden, die in den Köpfen der Alten wurzelten. Gewiß, auch er hatte in den Nächten der jüngsten Vergangenheit die grauenhaften Laute gehört, die aus den Tiefen des Sumpfes zum Haus herübergedrungen waren. Aber das Moor gebar viele Geräusche, für die sich fast immer eine natürliche Erklärung fand.

Dennoch mußte Murphy im stillen zugeben, daß er sich nicht ganz wohl in seiner Haut fühlte. Während er mit seinem Sohn den Trampelpfad entlangschritt, der zur Südweide führte, waren seine Nerven gespannt wie selten. Man konnte nur noch wenige Meter weit sehen. Das Kieferngestrüpp rechts und links des Weges ragte wie die Gestalten von verkrüppelten Zwergen aus dem jetzt aufkommenden Bodennebel; unheimliche Gnome, die zahllose spinnengleiche Arme ausstreckten. Der Nebel quoll aus dem feuchten Erdreich hervor und legte einen grauen, löchrigen Teppich über das Land. Abgefallene Nadeln und Blätter machten den an sich noch festen Untergrund schlüpfrig und glitschig. Das Zirpen und Quaken ganzer Armeen von Moorgetier erweckte den Eindruck, als würden wahnsinnige Musiker eine mißtönende Sinfonie intonieren. Aber all dies war alltäglich und normal. Was dagegen ganz und gar nicht alltäglich und normal war...

Abrupt blieb Frederic Murphy stehen, so abrupt, daß sein Sohn, der in wenigen Schritten Abstand folgte, gegen ihn prallte.

»Hörst du das, Bruce?«

Der Vierzehnjährige, von seinem Naturell her wirklich kein Angsthase, griff nach der Hand seines Vaters und umklammerte sie krampfhaft.

»Ja, ich höre es, Daddy«, flüsterte er.

Jenseits der Kakophonie der Frösche und Grillen ertönten andere Laute; furchtbare Töne, die das Blut in den Adern der beiden einsamen Wanderer gefrieren ließen. Es war ein Heulen, langgezogen und erschreckend laut, obwohl es aus weiter Ferne zu kommen schien, gleichzeitig qualvoll, wild und drohend.

»Der… der Höllenhund!« hauchte Bruce und drückte die Hand seines Vaters noch eindringlicher. »Der Höllenhund von Baskerville!«

Die schrecklichen Töne verhallten, hingen nur noch als schauerliches Echo in der Luft. Minutenlang blieben die Murphys wie erstarrt stehen und warteten. Aber das markerschütternde Heulen klang nicht wieder auf. Die Nacht gehörte wieder dem Kleingetier der Moorlandschaft.

»Komm«, sagte Frederic Murphy schließlich und fuhr seinem Sohn beruhigend durchs Haar.

»Nach Hause?« fragte der Junge hoffnungsvoll.

»Noch nicht. Was es auch war – es ist vorbei. Und außerdem kam es aus einer ganz anderen Richtung, nicht wahr?«

Widerstrebend nickte Bruce. Langsam wurde er seiner Angst Herr und ließ die Hand seines Vaters los. Die Murphys setzten ihren Weg zur Südweide fort und erreichten sie schließlich, ohne daß sie unterwegs noch irgend etwas Ungewöhnliches wahrgenommen hatten.

Die Weide war eine mit Riedgras bewachsene Wiese, etwa sechzig Meter lang und vierzig Meter breit, und lag unmittelbar am Rand einer tückischen Morastmulde. Zum Sumpf hin wurde sie leicht abschüssig, wie um auf die Gefahr hinzudeuten, die dort lauerte. Frederic Murphy war sich dieser Gefahr bewußt und ging mit der gebotenen Achtsamkeit zu Werke. Vorsichtig näherte er sich dem Rand des Moorlochs, immer langsam einen Fuß vor den anderen setzend und sich vergewissernd, daß er noch festen Stand besaß. Der Boden wurde nachgiebig und schlammig. Schwarzes, nach Moder

riechendes Wasser umspielte schwappend seine Füße und ließ diese bei jedem Schritt bis zu den Knöcheln einsinken. Wenn Murphy sie wieder aus dem Schlamm hob, klang ein häßliches Geräusch auf, das ihn auf unangenehme Weise an das Schlachten eines Schafes erinnerte: als wenn rohes Fleisch in einen Steintrog fiele.

Das Riedgras, von der Feuchtigkeit begünstigt, wuchs hier viel höher als im weiter oben gelegenen Teil der Wiese und erreichte an manchen Stellen eine Höhe von mehr als einem Meter. Murphy hielt es durchaus für möglich, daß das verlorengegangene Schaf in diesem Grasdschungel steckte. Normalerweise mied die Herde diesen morastigen Grenzstreifen wie die Pest, aber es kam doch vor, daß sich ein einzelnes Tier von den anderen absonderte, in den modrigen Schlamm geriet und sich dann nicht mehr vor oder zurück traute. Schafe gehörten nun einmal nicht zu den intelligentesten Vertretern der Tierwelt.

Während er sich durch Morast und Ried kämpfte, gab Frederic Murphy leise Lockrufe von sich, in der Hoffnung, das verirrte Schal auf sich aufmerksam zu machen. Erfolg hatte er damit allerdings nicht. Und da es inzwischen zu dunkel geworden war, um mehr als verschwommene Konturen zu erkennen, konnte er das Tier, wenn es denn überhaupt da war, natürlich auch nicht sehen.

Sein Verstand sagte ihm schon bald, daß er sich auf ein ziemlich sinnloses Unterfangen eingelassen hatte, aber da er ein sehr gewissenhafter Mensch war und wohl auch ein bißchen zur Sturheit neigte, setzte er die Suche fort. Dabei wurde ihm zunächst gar nicht so recht bewußt, daß er dem gefährlichen Sumpfloch mittlerweile bedrohlich nahe gekommen war. Als er merkte, daß seine Beine schon fast bis zu den Knien einsanken und es immer anstrengender wurde, sie wieder aus dem Morast zu befreien, erschrak er beinahe. Nun war es wirklich an der Zeit, die Suche abzubrechen.

»Bruce?« rief er.

»Ja, Daddy?« Die Stimme seines Sohns, der oben auf der Weide wartete, klang unglücklich und besorgt.

»Ich komme zurück. In zwei, drei Minuten bin ich wieder bei dir.«

Bruce stieß einen Laut der Erleichterung aus, dem man deutlich anmerken konnte, wie sehr er sich danach sehnte, endlich nach Hause gehen zu können.

Frederic Murphy wollte eben eine Kehrtwendung machen, als er

plötzlich unmittelbar vor sich ein eigenartiges Geräusch wahrnahm. Es war ein Glucksen, ein Schmatzen, das sich anhörte, als ob sich etwas Großes, Schweres aus dem Sumpf lösen würde.

Frederic Murphy verhielt den Schritt, blieb bewegungslos stehen, um sich besser konzentrieren zu können. Er spürte, wie sich sein Pulsschlag beschleunigte, wie sein Herz unruhig zu hämmern begann. Sein Instinkt, durch sein Leben in der freien Natur besonders geschärft, sagte ihm, daß irgend etwas nicht so war, wie es sein sollte. Daß da irgendwo vor ihm etwas Lebendiges war.

Da war das Geräusch wieder, gurgelnd, blubbernd. Und dann war da auf einmal ein Geruch in der Luft – nein, kein Geruch, vielmehr ein Gestank, der so bestialisch war, daß Murphy krampfhaft gegen ein schier überwältigendes Gefühl des Ekels ankämpfen mußte. Er keuchte, versuchte, die Luft anzuhalten, konnte den entsetzlichen Gestank, der wie eine unsichtbare Wolke der Pestilenz auf ihn eindrang, jedoch nicht fernhalten. Übelkeit übermannte ihn, lähmte ihn förmlich.

»Daddy?« hörte er die besorgte Stimme seines Sohns. »Daddy, wo... wo bist du?«

Murphy wollte antworten, aber als er den Mund öffnete, kam nur ein heiseres, ersticktes Krächzen hervor. Jetzt hörte und roch er nicht nur etwas, nein, er sah auch etwas. Eine gigantische Masse hatte sich aus dem Sumpf erhoben, ein amorphes Etwas, so abgrundtief schwarz, daß er es nur wahrnehmen konnte, weil die Dunkelheit der Nacht, die es einhüllte, im Kontrast dazu geradezu hell wirkte. Die furchtbare Schwärze wuchs vor ihm auf wie eine bis zum Himmel reichende, fugenlose Mauer. Und eine Kälte, wie sie nur in den toten Schluchten zwischen den Sternen denkbar erschien, griff nach Frederic Murphy, lähmte seine Sinne vollends und ließ ihn in eine gnädige Bewußtlosigkeit sinken.

Das quälende, grauenvolle Heulen, das in diesem Augenblick wieder in der nebelverhangenen Ferne hörbar wurde, drang nicht einmal mehr in sein Bewußtsein.

* * *

Ja, es war in der Tat eine Art Verrücktheit, die Besitz von mir ergriffen hatte. Wo ich auch ging, was ich auch tat, fortwährend erschien ein großer, schlanker, sonnengebräunter Mann vor meinem

geistigen Auge.

Sir Henry Baskerville!

Ich tat alles mögliche, um sein Bild aus meinem Bewußtsein zu verbannen, vertiefte mich bis zur geistigen Erschöpfung in den geschäftlichen Unterlagen, die Aufschluß über meinen erstaunlich großen Aktienbesitz gaben, ja suchte sogar Kontakt zu dem mir eigentlich verhaßten Londoner Gesellschaftsleben. Aber es half alles nichts – Henry Baskerville war immer dabei.

Tagelang hatte ich gegen die Versuchung angekämpft, nähere Informationen über meinen Plagegeist einzuholen – und sah mich letzten Endes doch veranlaßt, der Versuchung nachzugeben. Und so wußte ich mittlerweile einiges über diesen Mann, der aus völlig unerfindlichen Gründen für mich der wichtigste Mensch der ganzen Welt geworden zu sein schien.

Henry Baskerville war erst vor wenigen Wochen nach England gekommen, nachdem er den größten Teil seines Lebens zunächst in Kanada und dann als privater Forschungsreisender vor allem in den Ländern des Orients zugebracht hatte. Der Grund für seine Rückkehr ins Vaterland lag darin, daß sein Onkel, Sir Charles Baskerville, verstorben war und ihm neben einem beträchtlichen Barvermögen auch den Familienbesitz in Devonshire vererbt hatte. Wie schon von mir geschätzt, betrug Henry Baskervilles Alter tatsächlich dreißig Jahre. Er war unverheiratet, erfreute sich eines ausgezeichneten Rufs und schien nichts, aber auch gar nichts an sich zu haben, was mein rätselhaftes Interesse an seiner werten Person erklären konnte. Und doch brannte dieser Wissensdurst so lodernd in mir, daß ich ernsthaft um meine geistige Gesundheit bangte.

Und so tat ich schließlich das, was ich tun mußte, wenn ich mich auch nach wie vor verstandesmäßig dagegen sträubte: Ich kaufte mir eine Fahrkarte nach Devonshire.

* * *

»Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie froh ich bin, daß Sie mir ein wenig Gesellschaft leisten, Doktor!« Henry Baskerville blickte seinen Gast, der ihm in der Bibliothek von Baskerville Hall bei einem Glas ausgezeichneten schottischen Whiskys gegenübersaß, dankbar an. »Hier im Schloß ist es für einen Mann wie mich, dem immerhin eine gewisse Abenteuerlust im Blut liegt, allein doch ziemlich... nun ja,

langweilig.«

»Die Freude ist ganz auf meiner Seite«, erwiderte Dr. Mortimer, der residierende Landarzt. »Es bereitet mir außerordentliches Vergnügen, ihren Erzählungen von fremden Völkern und Ländern zu lauschen. Und außerdem...« Er stockte in seinem Redefluß und griff, beinahe etwas verlegen, nach seinem Whiskyglas.

»Und außerdem?« wiederholte Henry Baskerville fragend. »Was wollten Sie sagen?«

»Ach, nichts«, wehrte der Doktor ab. »Vergessen Sie es bitte.«

»Kommen Sie, mein Freund«, blieb Baskerville beharrlich. »Sie wollten auf etwas ganz Bestimmtes hinaus. Also, rücken Sie schon raus damit!«

Dr. Mortimer zuckte die Achseln. »Wenn Sie unbedingt darauf bestehen... Nun, wie Sie wissen, war ich ein guter Freund Ihres Onkels, und deshalb fühle ich mich in gewisser Weise auch für Sie... verantwortlich.«

»Verantwortlich?«

»Sie wissen schon, was ich meine, Sir Henry. Die Drohungen gegen Ihre Person, der rätselhafte Tod von Sir Charles, dieser unselige Familienfluch...«

Der Doktor wollte noch mehr sagen, kam aber nicht dazu. Draußen auf dem Schloßhof, der im matten Glanz der spätmorgendlichen Sonne lag, war es laut geworden. Eine Stimme, offenbar die eines jungen Burschen, machte sich mit schriller Eindringlichkeit auf höchst befremdliche Art und Weise bemerkbar.

»Mörder! Verbrecher! Mörder! Verbrecher!«

Henry Baskerville runzelte die Stirn und sah sein Gegenüber an. Dr. Mortimer konnte seinen fragenden Blick jedoch nur genauso fragend erwidern.

Die beiden Männer erhoben sich, traten an eines der Fenster der Bibliothek und blickten auf den Hof hinunter. Dort stand, wie die Stimme bereits zu erkennen gegeben hatte, ein ungefähr fünfzehnjähriger Junge in abgetragenen und ziemlich schmutzigen Kleidern. Er sah an der Fassade von Baskerville Hall hoch und stieß wieder und wieder seine schrillen Rufe aus.

»Mörder! Verbrecher!«

Henry Baskerville zog die Mundwinkel nach unten. »Sehr groß scheint sein Sprachschatz nicht zu sein. Kennen Sie ihn?«

Der Doktor nickte. »Ja. Sein Name lautet Bruce Murphy. Er ist der Sohn eines Schafzüchters hier ganz in der Nähe.«

Ein schwarzbärtiger Mann kam aus dem Portal des Schlosses gestürmt – Barrymore, der Butler, der schon Henry Baskervilles Onkel treue Dienste geleistet hatte. Er packte den Jungen unsanft am Arm und versuchte, ihn zum Schweigen zu bringen. Was ihm zunächst allerdings nicht gelang.

Obwohl Bruce Murphy fest von seinen starken Armen umklammert wurde, fuhr er mit seinen zeternden Beschimpfungen lautstark fort.

Henry Baskerville öffnete das Fenster und lehnte sich hinaus. »Lassen Sie ihn los, Barrymore.«

Widerstrebend gab der Butler den Jungen frei.

Kaum, daß der Sohn des Schafzüchters den Schloßherrn erkannt hatte, als seine Stimme einen noch eindringlicheren, geradezu haßerfüllten Tonfall annahm.

»Mörder! Verbrecher...«

»Ja, das kennen wir ja nun schon zur Genüge«, fiel ihm Baskerville ins Wort. »Vielleicht verrätst du uns jetzt mal, warum du hier so wild herumschreist.«

Der Junge stutzte, geriet aus dem Konzept, fing sich aber schnell wieder.

»Sie sind schuld«, brüllte er zum Bibliotheksfenster hinauf. »Sie und Ihr ganzes gottverdammtes Baskerville-Geschlecht! Sie und Ihr mörderischer Höllenhund!«

Henry Baskerville tauschte einen schnellen Blick mit Dr. Mortimer und wandte sich dann wieder dem Jungen zu.

»Woran soll ich schuld sein, Bruce?«

»Mein Vater ist... ist verschwunden! Ihr verfluchter Höllenhund hat... hat ihn geholt! Mörder! Verbrecher...«

Die Stimme des Jungen überschlug sich fast, ging dann in ein heftiges Schluchzen über. Augenblicke später weinte er haltlos. Sein magerer Körper zuckte und bot das Bild eines solchen Jammers, daß sich selbst im Inneren eines Uncle Scrooge aufrichtiges Mitleid geregt hätte.

»Warte, Junge, ich komme nach unten«, rief Henry Baskerville und eilte dann gemeinsam mit Dr. Mortimer auf den Schloßhof.

Es war nicht einfach, aus dem Sohn des Schafzüchters herauszuholen, was sich nun tatsächlich ereignet hatte. Sein ungezügelter Zorn hatte sich erschöpft und war kindlicher Verstörtheit und Hilflosigkeit gewichen. Schließlich ergab sich in etwa dieses Bild: Bruce Murphy war gestern abend mit seinem Vater zu einer Moorweide gegangen, um ein verlorengegangenes Schaf zu suchen. Schon auf dem Weg hatten sie das Heulen des »Höllenhundes« gehört, der dann auf der Weide angeblich über den Vater hergefallen war und ihn verschleppt hatte.

Nachdem der Junge mit seinen gestammelten Erklärungen zum Ende gekommen war, gab Dr. Mortimer ein gequältes Ächzen von sich und zog ein überaus ernstes, sorgenvolles Gesicht – sehr zum Ärger des Schloßherrn.

»Sie glauben diesen ganzen Unsinn?« fragte Henry Baskerville mit scharfer Stimme.

»Ich würde nicht von... Unsinn sprechen, Sir Henry«, antwortete der Arzt ausweichend.

Baskerville lachte kurz auf. »Höllenhund? Familienfluch? Lieber Freund, es tut mir leid, aber Sie können doch beim besten Willen nicht Verlagen, daß ich all dies ernst nehme!«

»Ich habe das Heulen des Hundes selbst schon gehört«, sagte Dr. Mortimer. »Und es gibt durchaus glaubhafte Zeugen, die ihn auch gesehen haben. Sie sollten die Angelegenheit wirklich nicht auf die leichte Schulter nehmen. Denken Sie nur an den Tod Ihres Onkels.«

»Onkel Charles war ein alter, herzkranker Mann. Ich bin der Ansicht, daß er eines ganz natürlichen Todes gestorben ist. Und wie Sie wissen, unterscheidet sich diese meine Ansicht nicht von der der Kriminalpolizei.«

»Polizisten glauben nur das, was sie mit den Händen anfassen können. Aber es gibt Dinge zwischen Himmel und Erde...«

»Geschenkt!« Baskerville machte eine unwirsche, abwehrende Handbewegung und wandte sich dann wieder dem immer noch schluchzenden Jungen zu.

»Bruce, es tut mir leid, daß dein Vater verschwunden ist, aber ich habe nicht das geringste damit zu tun.« Er dachte kurz nach und fuhr fort. »Ich mache dir einen Vorschlag: Wir gehen jetzt gemeinsam noch einmal zu dieser Weide und suchen nach ihm, einverstanden?«

»Wir werden ihn nicht finden«, erwiderte Bruce Murphy hoffnungslos.

»Das sehen wir ja dann. Also?«

Müde nickte der Junge. Von der zornerfüllten Energie, die er vorhin versprüht hatte, war nichts mehr übriggeblieben. Er war jetzt nur noch ein Kind, das seinen Vater verloren hatte und nicht wußte, wie es mit dieser Situation fertig werden sollte.

»Kommen Sie mit, Doktor?« fragte Baskerville den Arzt.

Als dieser kurzentschlossen nickte, rief der Schloßherr nach seinem arabischen Diener Chalef, der mit ihm nach England gekommen war, und gab Anweisung, die Kutsche anspannen zu lassen.

Wenig später rollte das Gefährt vom Schloßhof, Chalef auf dem Kutschbock, Baskerville, Dr. Mortimer und Bruce Murphy im Fahrgastraum.

Die Fahrt bis zur Bauernkate der Murphys betrug etwa zwanzig Minuten. Von dort aus hieß es, zu Fuß weiterzugehen, denn der Weg zu der Schafweide war mit der Kutsche nicht befahrbar. Als Henry Baskerville vor dem Haus ausstieg, bemerkte er eine Frau mittleren Alters, offenbar die Mutter des jungen Bruce.

Als sie ihn sah, machte sie ein Gesicht, als sei sie dem Teufel höchstpersönlich begegnet, bekreuzigte sich hastig und verschwand beinahe fluchtartig im Haus. Baskerville war sich nicht sicher, ob er über diese Reaktion ärgerlich oder betroffen sein sollte. Der Einfachheit halber beschloß er, den befremdlichen Vorfall schlicht zu ignorieren.

Der Pfad zur Weide führte geradewegs ins Moor hinein, und Henry Baskerville hatte wieder einmal Gelegenheit, dieses Land näher in Augenschein zu nehmen. Es erschien ihm karg, düster und in gewisser Weise trostlos, stieß ihn dennoch in keiner Weise ab. Dies war das Land seiner Väter, das Land, in dem auch er selbst das Licht der Welt

erblickt hatte, seine Heimat. Und die Liebe zu dieser Heimat lag ihm wohl im Blut, auch wenn er ihr seit Jahrzehnten fern gewesen war.

Bruce Murphy hatte die Führung übernommen und geleitete sie zielsicher den vielfach gewundenen, von knorrigem Gehölz gesäumten Weg entlang, der nach einer ganzen Weile in eine Wiese mit Schräghanglage mündete.

»Hier war es«, sagte er fast tonlos und deutete zu dem abschüssigen Teil hinunter, der mit meterhohen Grasbüscheln und Schilfrohr bewachsen war.

»Komm, zeig uns genau die Stelle, an der du deinen Vater zuletzt gesehen hast«, forderte Baskerville ihn auf.

Der Junge schüttelte den Kopf. »Ich... ich gehe da nicht runter. Da, diesen Weg hat mein Vater genommen.« Wieder hob er die Hand und deutete ins Schilf hinab.

Achselzuckend setzte sich Henry Baskerville in Bewegung. Dr. Mortimer und Chalef schlossen sich ihm an, wahrend Bruce Murphy am oberen Rand der Wiese stehenblieb. Unverhüllte Angst spiegelte sich in seinem schmalen, sommersprossigen Gesicht wider.

Bald schon wurde der bisher solide Untergrund schwammig und nachgiebig. Modriges, schwärzliches Wasser schwappte unter den Füßen. Henry Baskerville dachte an seine Wildlederstiefel, die für solche Bodenverhältnisse eigentlich nicht geschaffen waren, zögerte für einen Augenblick, stapfte dann aber entschlossen weiter, zumal er glaubte, tatsächlich eine Spur gefunden zu haben. Vor ihm war das hohe Riedgras stellenweise niedergedrückt, so daß sich fast so etwas wie eine Schneise gebildet hatte. Das Gras mochte vom Wind zerzaust worden sein, vielleicht aber auch von einem Menschen, der sich hindurchgewunden hatte. Erst als ihm das Moorwasser bereits bis zum Schienbein reichte und das Fortkommen immer mühevoller und anstrengender wurde, verhielt Baskerville seinen Schritt. In einer Entfernung von etwa zwölf oder fünfzehn Metern war kaum noch Vegetation zu erkennen, sondern nur noch schmutziges, Blasen werfendes Wasser, aus dem einzelne Halme emporragten.

»Das ist ein Sumpfloch, nicht wahr?« fragte er Dr. Mortimer. »Wer da reingerät, kommt nie wieder raus, richtig?«

»Es sieht ganz danach aus«, stimmte ihm der Arzt zu.

Baskerville schnippte mit den Fingern. »Dann dürfte ja wohl alles klar

sein. Der Schäfer hat sich zu weit vorgewagt und ist ganz einfach im Morast versunken!«

Dr. Mortimer wiegte zweifelnd den Kopf hin und her. »Frederic Murphy war ein vorsichtiger Mann und kannte diese Gegend wie seine Westentasche. Ich kann mir beim besten Willen nicht vorstellen, daß er einen solchen Fehler begangen haben soll.«

»Es war finstere Nacht.«

»Trotzdem. Und außerdem geht man im Sumpf nicht so schnell unter. Es ist ein langsames, qualvolles Versinken, bei dem einem noch Zeit genug bleibt…«

»… um nach Hilfe zu rufen?«

»Das wollte ich sagen, ja. Der Junge hat uns jedoch gesagt, daß sein Vater ganz plötzlich verschwunden war – von einem Augenblick zum anderen.«

»Hm.« Henry Baskerville kräuselte die Nase. »Eigenartiger Geruch. Ist das der Sumpf?«

Dr. Mortimer atmete ebenfalls ganz bewußt durch die Nase und zog überrascht die Stirn hoch. »Sie haben recht, es riecht wirklich eigenartig. Ganz und gar nicht typisch für das Moor. Fast wie in einer Abdeckerei, würde ich sagen.«

»Sagte der Junge nicht, daß er einen entsetzlichen Gestank wahrgenommen hat? Ich hätte da allerdings mehr an Feuer und Schwefel gedacht!«

»Feuer und Schwefel?« echote der Doktor, der nicht gleich verstand, was der Schloßherr meinte.

»Der Höllenhund!« erklärte Baskerville und grinste.

Augenblicke später jedoch war ihm nicht mehr nach Grinsen zumute.

Ausgerechnet Chalef, der mit Moorlandschaften bisher überhaupt noch keine Erfahrungen gemacht hatte, war es, der das Grauenhafte als erster erblickte. Sein braunes Gesicht war grau wie Asche geworden, als er mit zitternder Hand auf einen verwachsenen Laubbaum deutete, der ein Stück weiter hügelaufwärts stand.

»Mein Gott«, flüsterte Dr. Mortimer.

Im Geäst des Baums hing, etwa fünf oder sechs Meter über dem Erdboden, ein Mensch. Ein Mann, der ohne jeden Zweifel tot war.

Bruce Murphy, der dem Baum näher stand als die drei Männer, war jetzt ebenfalls aufmerksam geworden. Er drehte sich um, blickte zu den Ästen hinauf und stieß einen furchtbaren Schrei aus.

»Daddy!«

Es war zuviel für den Jungen. Er machte Anstalten, zu dem Baum hinüberzulaufen, hatte aber nicht die Kraft dazu. Seine Beine versagten ihm den Dienst. Er schrie laut auf und sank, von Weinkrämpfen geschüttelt, ins feuchte Gras.

Baskerville, Dr. Mortimer und Chalef drehten dem Sumpfloch den Rücken zu und wateten zur Wiese zurück. Als sie unter dem Baum ankamen, sagte zunächst keiner von ihnen ein Wort. Sie waren gestandene Männer, die in ihrem Leben schon so manches gesehen und erlebt hatten, aber dieser schreckliche Anblick raubte ihnen buchstäblich die Sprache.

Baskerville brach schließlich das lastende Schweigen. »Wie... ist er da hinaufgekommen?« fragte er leise.

Eine im Grunde überflüssige Frage, denn weder der Arzt noch Chalef konnten sie beantworten. Es war ganz einfach unerklärlich.

»Wir sollten ihn herunterholen«, schlug Dr. Mortimer vor.

Baskerville nickte. Er gab seinem arabischen Diener einen Wink, und Chalef kletterte geschmeidig wie eine Katze an dem verwachsenen Baumstamm in die Höhe, gefolgt von seinem Herrn. Gemeinsam bargen die beiden Männer den Toten und betteten ihn dann auf die Erde.

Bruce Murphy kam nicht zu ihnen herüber. Er hatte den Kopf in seinen Armen verborgen und schluchzte vor sich hin, unfähig, sich aus dem Gras zu erheben.

Dr. Mortimer beugte sich über den Toten, um eine erste ärztliche Untersuchung vorzunehmen. Frederic Murphy bot ein Bild des Schreckens. Seine Züge waren auf furchtbare Weise verzerrt, als hätte er im Augenblick seines Todes dem nackten Grauen ins Gesicht geblickt. Sein Körper war von Schürfwunden übersät, aus denen jedoch merkwürdigerweise kein Blut gedrungen war. Unterhalb des Kinns zeigte sich ein eigenartiger, tiefdunkler Fleck. Seine Hautfarbe

war, selbst für einen Leichnam, von außergewöhnlicher Blässe, während sein ganzer Körper seltsam ausgemergelt erschien – wie eine bloße Hülle.

Mit gerunzelter Stirn zog Dr. Mortimer einige ärztliche Instrumente aus der Innentasche seiner Jacke und setzte seine Untersuchung beinahe hektisch fort. Besondere Aufmerksamkeit widmete er dabei dem dunklen Fleck am Hals. Henry Baskerville bemerkte, daß seine Hände stärker zitterten, als man dies von einem erfahrenen Arzt normalerweise erwarten sollte.

Schließlich richtete sich Dr. Mortimer wieder auf. Seine Mundwinkel zuckten, und in seinen Augen lag ein Ausdruck, in dem sich Ungläubigkeit und Entsetzen paarten.

»Was... haben Sie festgestellt, Doktor?« erkundigte sich Henry Baskerville zaghaft. Plötzlich war er sich gar nicht mehr sicher, ob er es überhaupt wissen wollte.

Dr. Mortimer antwortete nicht sofort. Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn, um den perlenden Schweiß wegzuwischen, und atmete tief und angestrengt.

»Ich kann es kaum glauben«, sagte er dann mit belegter, beinahe tonloser Stimme.

»Was?«

»Im Körper dieses Mannes ist kein einziger Tropfen Blut mehr, Sir Henry!«

Henry Baskerville glaubte, sich verhört zu haben.

»Was sagen Sie?« fragte er fassungslos. »Ich verstehe nicht ganz...«

»Ich verstehe es auch nicht«, erwiderte der Doktor. »Aber wenn mich nicht alles täuscht, dann wurde Frederic Murphy das Blut... ausgesaugt.«

* * *

Auf meiner Fahrt nach Devonshire teilte ich das Zugabteil mit zwei Männern, die offenbar zusammen reisten. Beide waren recht groß und hager, doch während der eine von ihnen recht alltäglich wirkte und zu jenen Leuten gehörte, die man sah und sofort wieder vergaß, konnte

einem der andere schon in der Erinnerung haften bleiben. Er war so schlank, daß er noch größer erschien, als er ohnehin schon war. Ein kantiges, vorspringendes Kinn und eine schmale Adlernase deuteten auf Entschlossenheit und Durchsetzungsvermögen hin. Am auffälligsten waren jedoch seine Augen, die außergewöhnlich aufmerksam, ja wachsam wirkten. Allein dieser Blick ließ mich den Eindruck gewinnen, daß diesem Mann nichts, aber auch gar nichts von dem entging, was sich um ihn herum abspielte.

Während der ersten Meilen unserer gemeinsamen Fahrt beschäftigte ich mich mit einer Ausgabe der TIMES. Und ich wunderte mich nicht darüber, daß es mir schwerfiel, mich auf die Lektüre zu konzentrieren. Wie eigentlich ständig in den vergangenen Tagen, schweiften meine Gedanken wieder ab – zu Sir Henry Baskerville. Schließlich faltete ich die Zeitung zusammen, lehnte mich zurück und versuchte, ein kleines Nickerchen zu machen. Aber auch das wollte mir nicht so recht gelingen. Schuld daran war diesmal allerdings nicht Baskerville, sondern mein Gegenüber, der Mann mit der Adlernase. Ich hatte das Gefühl, von ihm beobachtet zu werden. Und als ich die Augen aufschlug, fand ich meine Vermutung bestätigt. Der Mann sah mich eindringlich an, nicht penetrant starrend, wie ich es im Harvey's bei Baskerville getan hatte, sondern mehr so, wie man ein interessantes Studienobjekt betrachtete. Als sich unsere Blicke begegneten, setzte er sich auf.

»Entschuldigen Sie«, sagte er, »ich wollte Sie nicht noch mehr beunruhigen als Sie es bereits sind.«

»Woher wollen Sie wissen, ob ich beunruhigt bin?« fragte ich leicht verblüfft.

»Oh, ich weiß noch bedeutend mehr von Ihnen, mein Herr«, entgegnete er mit einem freundlichen Lächeln. Eigentlich war ich nicht zu einer belanglosen Plauderei aufgelegt, aber der Fremde hatte meine Neugierde geweckt. Außerdem war es vielleicht nicht falsch, wenn ich mich ein wenig unterhielt. So konnte ich mich wenigstens für ein Weilchen von dem unseligen Henry Baskerville ablenken.

»Schön«, erwiderte ich, »darf ich vielleicht fragen, was Sie denn von mir zu wissen glauben?«

Er lächelte noch immer. »Auf den ersten Blick scheinen Sie ein wohlhabender und, mit Verlaub, etwas eitler Geck zu sein. Die gefärbte Strähne in ihrem Haar – eine Modetorheit. Ihr maßgeschneiderter Anzug, der Spazierstock – ein britischer Gentleman

aus den Kreisen der besten Gesellschaft.«

»Haha«, machte ich. Mit seinem »Wissen« war es wohl doch nicht so weit her.

»Alles falsch, abgesehen davon, daß Sie in der Tat wohlhabend sind, nicht wahr?« fuhr er fort. »Aber ich sagte es ja: Auf den ersten Blick erwecken Sie diesen Eindruck. Ein zweiter, aufmerksamer Blick widerlegt die schnell gefaßte Meinung jedoch sehr bald.«

»Was Sie nicht sagen!«

Der Mann sprach nicht sofort weiter. Statt dessen holte er sein Rauchzeug hervor und zündete sich in aller Seelenruhe eine prächtige Pfeife an. Erst nachdem er ihr einige graublaue Rauchschwaden entlockt hatte, fuhr er mit seiner Analyse meiner Person fort.

»Zunächst einmal«, sagte er, »sind Sie gar kein Engländer, sondern Amerikaner. Sie stammen aus New York oder haben zumindest den größten Teil Ihres Lebens dort zugebracht. Sie sind oft auf Reisen, gut zu Fuß und lieben das Abenteuer. Oder vielmehr: Sie fürchten es, denn Sie haben gelernt, stets auf der Hut zu sein und drohenden Gefahren gut vorbereitet entgegenzutreten. Nicht zuletzt aus diesem Grunde tragen Sie auch eine Waffe bei sich. An Modetorheiten sind Sie gänzlich uninteressiert – die weiße Haarsträhne ist nicht das Werk eines Coiffeurs, sondern rührt vielmehr von einer Verletzung her. Sie sind ziemlich belesen, bevorzugen jedoch Bücher, auch wenn Sie sich soeben – ziemlich unkonzentriert übrigens – mit dem Wirtschaftsteil der TIMES beschäftigt haben. Sie sind Nichtraucher, befinden sich aber häufig in Gesellschaft eines Freundes, der starker Zigarrenraucher ist, was Sie zweifellos des öfteren gegen den Ärmsten aufbringt. Habe ich noch etwas vergessen? Ach ja, Ihr Vorname ist Robert. Richtig?«

Es war ihm voll und ganz gelungen, mich in fassungsloses Erstaunen zu versetzen. Niemals zuvor war mir ein Fremder begegnet, der so viel über mich wußte. Oder war ich für ihn vielleicht gar kein Fremder? Hatte er, aus welchem Grund auch immer, Erkundigungen über mich eingezogen? War unser Zusammentreffen in diesem Zugabteil gar kein Zufall, wie ich angenommen hatte?

»Glauben Sie mir«, sagte er, »Sie waren mir bis zum heutigen Tage völlig unbekannt.«

Ich starrte ihn an. »Können Sie Gedanken lesen?«

»Leider nicht«, lächelte er. »Das könnte vieles vereinfachen. Ihre

augenblicklichen Gedanken zu erraten, war allerdings nicht sonderlich schwer. Sie standen Ihnen sozusagen auf der Stirn geschrieben.«

»Und all das andere? Ich meine, wie konnten Sie –«

»Alles eine Frage der Beobachtung und der logischen Schlußfolgerung, mein Freund.« Genüßlich zog er an seiner Pfeife. »Daß Sie nicht aus England stammen können, verrät allein schon Ihr Akzent – eine eindeutig New Yorker Klangfärbung für diejenigen, die sich wie ich ein wenig mit Sprachen und Dialekten befaßt haben.«

»Gut, gut«, sagte ich, »daß ein Akzent vieles aussagen kann, vermag ich ja noch einzusehen. Aber woher wußten Sie zum Beispiel, daß ich oft auf Reisen bin? Ich könnte ja auch schon vor Jahren von New York nach London übersiedelt sein und dort ganz zurückgezogen leben.«

»Nein«, sagte er bestimmt. »Man braucht nur Ihre Schuhe zu betrachten. Sie sind noch recht neu, an den Seiten aber bereits stark in Mitleidenschaft gezogen. Sie gehen also viel zu Fuß und sind gewiß alles andere als ein Stubenhocker. Für Ihre Reiselust sprechen mehrere Indizien. Ihre gebräunte Haut etwa, die Sie bestimmt nicht im berühmt-berüchtigten Londoner Wetter gewonnen haben. Dann sehe ich weiße Flecken unter den Kuppen Ihrer Fingernägel – ohne Zweifel Vitaminmangel, ein häufiges Übel bei längeren Reisen. Ihr Bart ist nicht sauber ausrasiert. Ich vermute, Sie tragen ihn nicht, weil Sie besonders anziehend auf die Damenwelt wirken wollen, sondern der Einfachkeit halber – weil er praktisch auf Reisen ist.«

Unwillkürlich fuhr ich mit der Hand durch den Bart und bestätigte meinem Gegenüber damit mehr oder weniger, daß er auch in diesem Punkt völlig recht hatte.

»Und eitel sind Sie nun wirklich nicht«, fuhr er ohne Pause fort. »Ihr Anzug ist zwar maßgeschneidert, aber mindestens zwei Jahre alt. Ein Modenarr würde ihn schon seit längerer Zeit nicht mehr tragen.«

»Wie sind Sie darauf gekommen, daß ich ein abenteuerliches Leben führe? Daß ich ständig vor Gefahren auf der Hut sein muß?« wollte ich wissen.

»Nun, Ihre Art sich zu bewegen, verrät fortwährende Anspannung, ja sogar eine Spur von Furcht. Mir scheint, Sie werden verfolgt und oftmals in Kämpfe verwickelt. Ihre Hände sind vernarbt, die Nägel weisen Kratzer auf. Und dann wäre da auch noch die Waffe, die Sie mit sich führen. Ihr Stock ist mehr als ein einfacher Spazierstock, habe ich recht? Er ist alt und mit Kerben übersät, was so gar nicht zu ihrem

ansonsten sehr gepflegten Erscheinungsbild passen will. Da er nicht wertvoll genug ist, um ein altehrwürdiges, kostbares Erbstück zu sein, kann er folgerichtig nur einen nützlichen Zweck erfüllen. Oben am Knauf ist das Holz des Stocks blankgescheuert – ein Merkmal, das sich auch an Ihrem Gürtel findet, genau an der Stelle, wo Sie ihn wohl des öfteren zu tragen pflegen. Ein ungewöhnlicher Platz für einen Spazierstock, nicht jedoch für den Degen, der sich zweifellos in ihm verbirgt. Und um die Beweiskette für ihr gefährliches Leben abzuschließen, will ich noch die kleine Narbe erwähnen, die sie unmittelbar unterhalb des Haaransatzes tragen, und die vermutlich auch für die weiße Strähne verantwortlich zeichnet.«

»Erstaunlich«, sagte ich. Zu mehr als diesem einen Wort reichte es nicht – ich war schlichtweg überwältigt.

Er nahm meine Äußerung als Bestätigung seiner Theorie und berechtigterweise auch als Kompliment. Sein Lächeln wirkte ausgesprochen selbstzufrieden und reizte mich, ihm zu widersprechen. Nicht, weil er etwa etwas Falsches gesagt hätte, sondern nur, um seiner Selbstgefälligkeit einen kleinen Dämpfer zu versetzen.

»Was meine Lektüre angeht, liegen Sie ziemlich daneben«, sagte ich. »Ich lese mindestens ebensoviel Zeitungen wie Bücher.«

»Das glaube ich Ihnen nicht«, entlarvte er mich sofort. »Wäre dem so, hätte die frische Druckerschwärze an allen Ihren Fingern bleibende Spuren hinterlassen. Dies ist jedoch nur bei Daumen und Zeigefinger Ihrer rechten Hand der Fall, wie Sie sich unschwer selbst überzeugen können.«

»Sie sind wirklich nur schwer hinters Licht zu führen«, mußte ich widerwillig zugeben. »Wie haben Sie herausgefunden, daß ich einen Freund habe, den ich wegen seiner elenden Qualmerei wirklich manchmal in den tiefsten Schlund der Hölle wünsche?«

»Wären Sie selbst Raucher, hätte ich Nikotinspuren an Ihren Fingern und Zähnen bemerken müssen. Aber nur Ihre Kleidung hat den Geruch von Tabak angenommen – das typische Virginia-Aroma amerikanischer Zigarren. Und wenn man weiß, welche Rauchkonzentration nötig ist, um sich derart in der Kleidung festzusetzen, dann kann man ohne Zögern davon ausgehen, daß Sie sich als Nichtraucher vom übermäßigen Tabakkonsum Ihres Freunds belästigt fühlen. Sie sehen, es ist alles elementar einfach – pure Logik!«

»Wieso ist es logisch, daß ich Robert heiße?« sagte ich beinahe ärgerlich.

»Dann stimmt es also?« In seiner Stimme klang jetzt Freude mit. »Ich muß zugeben, daß ich mich in dieser Beziehung mehr auf Spekulationen denn auf Tatsachen gestützt habe. Ihre Krawattennadel zeigt die Initialen ›RC‹ – Vor- und Nachname, wie man vermuten darf. Die geläufigsten und beliebtesten Namen, die mit einem ›R‹ beginnen, waren vor rund fünfundzwanzig Jahren – abzüglich Ihres geschätzten Alters also – Richard, Rudolph und Robert. Da Sie nicht aus England stammen, scheidet Richard wohl aus – Königstreue ist keine Eigenschaft, die sich in der Neuen Welt besonderer Wertschätzung erfreut. Rudolph ist mehr ein Name, der auf dem Kontinent verwandt wird – bleibt also Robert. Genau ins Schwarze getroffen, nicht wahr?«

Er strahlte jetzt förmlich vor Selbstzufriedenheit, sonnte sich geradezu in ihrem Glanz, zumal ihn sein Gefährte, der während des ganzen Gesprächs den Mund nicht ein einziges Mal aufgemacht hatte, mit Blicken unverhohlener Bewunderung bedachte. Ich war es mir ganz einfach schuldig, ihm zu zeigen, daß er keinesfalls der intelligenteste, klügste und scharfsinnigste Mensch in der ganzen weiten Welt war.

Und so schloß ich die Augen und konzentrierte mich, konzentrierte mich mit aller Macht auf sein Bewußtsein. Er war, wie er vorhin zugegeben hatte, des Gedankenlesens nicht fähig. Ganz im Gegensatz zu mir! Und wenn ich mir auch geschworen hatte, meine magischen Kräfte nur in Notfällen einzusetzen, so mußte ich nun meinen Vorsatz brechen – wenn auch nur, um am Lack seiner Großartigkeit zu kratzen.

Als ich die Augen wieder öffnete, war es an mir, ein selbstgefälliges Lächeln zur Schau zu stellen.

»Soll ich Ihnen jetzt einmal ein paar Wahrheiten über Sie erzählen, mein Bester?« fragte ich lauernd.

»Nur zu«, sagte er und verschränkte die Arme vor der Brust, während milder Spott seine Mundwinkel umspielte. »Ich glaube allerdings nicht...«

»Ihr Name ist Sherlock Holmes. Sie nennen sich ›Beratender Detektiv‹, bewohnen gemeinsam mit Ihrem Freund Dr. John H. Watson« – ich nickte seinem Nebenmann freundlich zu – »eine Drei-Zimmer-Wohnung in der Baker Street 221 B, sind der Ansicht, daß die Welt ohne Sie vor ungefaßten Verbrechern nur so überquellen würde,

haben kürzlich bei der versuchten Aufklärung des Mordfalls James G. Pentecost geradezu jämmerlich versagt und können, was Ihr Violinenspiel anbelangt, dem Ihrer Ansicht nach maßlos überschätzten Niccolo Paganini nicht einmal den Geigenkasten halten!«

Mein Gegenüber sperrte buchstäblich Mund und Nase auf. »Ganz elementar«, krächzte er.

* * *

Vincent Calhoun war schlechter Laune. Als Constable von Grimpen schob er normalerweise eine ausgesprochen ruhige Kugel, so ruhig, daß ihn manchmal sogar ein Gefühl der Langeweile überkam. Aber er langweilte sich doch lieber, als den befremdlichen Aufregungen und Mühen der letzten Wochen und Tage ausgesetzt zu sein. Erst der Tod von Sir Charles Baskerville, der selbst seine Vorgesetzten aus Coombe Tracey und Exeter vor mehr Rätsel gestellt hatte, als sie wahrhaben wollten, dann die Sache mit dem angeblichen Höllenhund, von dem keiner genau wußte, ob es ihn nun wirklich gab oder ob er nur in der Einbildung einiger überängstlicher Dorfbewohner existierte, und schließlich das mysteriöse Ende Frederic Murphys, für das es überhaupt keine vernünftige Erklärung ab. Und zu allem Überfluß war nun auch noch ein wahrscheinlich geisteskranker Verbrecher und Mörder namens Seiden aus dem Zuchthaus ausgebrochen, der sich hier irgendwo im Moor versteckt haben sollte.

Und an wem blieb all dies hängen? An ihm, Vincent Lionel Calhoun, Constable von Grimpen, einem Mann, der nicht einmal genug Geld für seine unermüdliche Arbeit bekam, um sich jede Woche ein anständiges Stück Fleisch leisten zu können.

Leise vor sich hin fluchend, stapfte Calhoun durch die öde Landschaft. Er gab sich nicht die Mühe, besonders leise und unauffällig zu wirken. Zum einen glaubte er nicht daran, daß sich der entsprungene Mörder hier irgendwo in der Nähe aufhielt, und zum anderen – nun, wenn der Kerl wirklich in der Gegend herumstrolchte, hatte er nicht gerade das Bedürfnis, ihm zu begegnen. Wahnsinnigen Mördern kam es auf ein Opfer mehr oder weniger nicht an, und er wurde wahrlich nicht dafür bezahlt, eine solche Gefahr auf sich zu nehmen. Er suchte ja immerhin nach Seiden, nicht wahr? Mehr konnte nun wirklich kein Mensch – nicht einmal ein Vorgesetzter – von ihm erwarten.

Als Constable Calhoun hinter einem der Findlingssteine, die schon seit Jahrtausenden im Moor herumlagen, ein Geräusch zu hören glaubte,

konnte er nur mit Mühe einen deftigen Fluch unterdrücken. Sollte er tatsächlich auf Seiden gestoßen sein? Nur das nicht! flehte er im stillen.

Doch als er den Felsen dann erreichte, stellte Calhoun zu seiner Erleichterung fest, daß es sich keineswegs um den Verbrecher handelte. Es waren lediglich zwei Sumpfenten, die träge zum nächsten Wasserloch hinüberflatterten. Gedankenverloren blickte Calhoun den Vögeln nach – und sah, wie sie plötzlich, als sie über der schwarzen Wasseroberfläche schwebten, steil in die Höhe schossen und dabei die eigenartigsten Laute von sich gaben. Augenblicke später waren sie seinen Blicken entschwunden.

Fast gleichzeitig nahm er noch etwas wahr: Spuren eines widerwärtigen Gestanks, der auf einmal die Luft schwängerte.

Er stutzte. Hatten nicht Dr. Mortimer und der neue Herr von Baskerville Hall irgend etwas von einem bestialischen Gestank erzählt, der ihnen beim Auffinden von Frederic Murphys Leichnam untergekommen war? Sollte es hier etwa einen Zusammenhang geben?

Vincent Calhoun war sich nicht sicher, ob er einer solchen Spekulation wirklich auf den Grund gehen wollte. Murphy war eines unheimlichen Todes gestorben, das stand fest, und Calhoun hatte nicht die Absicht, ein ähnliches Schicksal zu erleiden. Dennoch – wenn er auch nur ein einfacher Dorfpolizist war, so konnte er sich von einem gewissen kriminalistischen Ehrgeiz nicht freisprechen. Deshalb entschloß er sich, vorsichtig, ganz vorsichtig, näher auf das Wasserloch zuzugehen.

Ja, seine Nase hatte sich nicht getäuscht. Der Gestank, faulig und penetrant, wurde intensiver, je dichter er an das Wasser herankam. In etwa zehn Meter Entfernung – noch hatte er festen Boden unter den Füßen – blieb er stehen. Angestrengt blickte er über die Oberfläche des Sumpfes hinweg, deren normale Schwärze von der Nachmittagssonne golden gefärbt wurde.

Obgleich – abgesehen von dem Gestank – nichts Außergewöhnliches wahrzunehmen war, fröstelte es ihn plötzlich. Lag es an der unbestimmten Furcht, die er mit einem Male verspürte, oder war es auf unerklärliche Weise wirklich kälter geworden?

Wohl von beidem etwas, erkannte er mit wachsendem Schrecken, und die vagen Angstgefühle wurden stärker und stärker. Weg hier! rief ihm eine innere Stimme zu. Nichts wie weg! Aber es war bereits zu spät. Es

gab kein Entkommen mehr für Constable Vincent Calhoun.

Die Wasseroberfläche explodierte. Ein animalisches, unglaublich böses Brüllen zerriß die Stille, und aus dem Wasserloch erhob sich das Gestalt gewordene Grauen.

* * *

Während der restlichen Fahrtdauer führte ich eine insgesamt doch recht angeregte Unterhaltung mit meinen neuen Bekannten. Dr. Watson, der Freund und Helfer des Detektivs, entpuppte sich als ein Mann, der – meiner anfänglichen Befürchtung zuwider – doch des Sprechens mächtig war. Er verstand es sogar, wirklich amüsant zu plaudern, und bestritt den größten Teil der Konversation. Sherlock Holmes beteiligte sich nur gelegentlich daran; ich vermute, daß er angestrengt darüber nachgrübelte, wieso ich, ein gänzlich Fremder, so gut über ihn Bescheid gewußt hatte. Weitere persönliche Dinge kamen nicht zur Sprache. Ich verspürte keinerlei Neigung, die beiden Männer mit meinen persönlichen Problemen vertraut zu machen, mochten diese nun die GROSSEN ALTEN oder Sir Henry Baskerville betreffen.

Schließlich hielt der Zug in Coombe Tracey, wo sowohl ich als auch Holmes und Watson ausstiegen. Auf dem Bahnsteig verabschiedete ich mich von den beiden und suchte sodann einen der Gasthöfe des kleinen Städtchens auf.

Nach wie vor war ich mir über die Gründe für mein merkwürdiges Interesse an Henry Baskerville vollkommen im unklaren. Ich war nach Devonshire gekommen, um ihn auf seinem Landsitz aufzusuchen, natürlich. Nur was ich sagen sollte, wenn ich so unerwartet bei ihm auftauchte, war mir noch nicht eingefallen. Ich hatte vor, in dem Gasthaus noch nähere Informationen über Baskerville einzuholen. Die Einheimischen wußten sicherlich mehr über ihn, als in London in Erfahrung zu bringen gewesen war. Und wenn ich Glück hatte, würde ich dabei sogar eine halbwegs einleuchtende Begründung für meinen Besuch entdecken.

Es erwies sich als überraschend schwierig, mit den Einheimischen ins Gespräch zu kommen. Die Menschen in dieser Gegend waren verschlossen und eigenbrötlerisch. Fremden gegenüber legten sie ein angeborenes Mißtrauen an den Tag. Und gerade ich wirkte offenbar sehr fremd auf sie – und das nicht nur wegen meines amerikanischen Akzents, den ich eigentlich recht gut zu kaschieren vermochte, auch

wenn Sherlock Holmes ihn auf Anhieb identifiziert hatte.

Alle meine vorsichtig formulierten Fragen bezüglich Henry Baskerville blieben ohne das erhoffte Echo. Die Männer, die ich ansprach, wandten sich einfach ab, und auch meine Versuche, sie mir durch ein Bier auf meine Rechnung gewogen zu machen, scheiterten kläglich. Letzten Endes war mir das Glück aber doch hold. Ein Mann in einfacher Kleidung trat an den Tisch, an den ich mich frustriert zurückgezogen hatte, und bedachte mich mit einem freundlichen Gruß.

»Sie interessieren sich für Sir Henry Baskerville, wie ich höre?« sagte er und blickte mich fragend an.

»Ja«, antwortete ich. »Aber wie es scheint, betrachtet man einen von uns hier als reichlich überflüssig – entweder mich oder den guten Sir Henry!«

Der Mann lachte. »Nehmen Sie es den braven Leuten nicht übel. Sie sind nun einmal etwas... sagen wir, zurückhaltend. Haben Sie etwas dagegen, wenn ich mich zu Ihnen setze?«

»Aber ganz im Gegenteil! Nehmen Sie doch Platz...« Ich stand sogar auf, um ihm einen Stuhl zurechtzurücken. Dieser Mann war keiner der typischen Einheimischen. Bei den Bewohnern von Devonshire handelte es sich nahezu ausschließlich um einfache Leute: arme Bauern, kleine Handwerker oder Fuhrmänner. Der Mann jedoch, der sich an meinen Tisch gesetzt hatte, war zweifellos jemand mit Bildung und guter Erziehung. Zwar trug er einen grobgewebten, grauen Anzug und einen Strohhut, aber sein glattrasiertes, etwas hohlwangiges Gesicht und seine schlanken Hände deuteten zweifelsfrei darauf hin, daß er ein Mann des Geistes und nicht der groben körperlichen Arbeit war. Er war von dürrer Statur und mochte knapp vierzig Jahre alt sein.

»Darf ich nach dem Grund Ihres Interesses an Baskerville fragen, Mister...«

»Robert Craven«, sagte ich rasch mit neu erwachender Hoffnung. »Und mit wem habe ich das Vergnügen?«

»Oh, verzeihen Sie meine Unhöflichkeit. Natürlich hätte ich mich gleich vorstellen sollen. Mein Name ist Stapleton, Jack Stapleton. Und meine Profession ist die eines Naturforschers. Um auf meine Frage zurückzukommen...«

»Ich bin Schriftsteller«, sagte ich schnell. »Gegenwärtig schreibe ich ein Buch über... den englischen Adel. Die Baskervilles dürfen dabei natürlich nicht fehlen.« Hatte ich halbwegs glaubhaft geklungen? Zu meiner Erleichterung sah es danach aus, denn mein Gegenüber verzog keine Miene.

»Natürlich nicht«, erwiderte Stapleton. »Die Baskervilles mit ihrem jahrhundertealten Fluch... Ein Muß für jedes Buch, das sich mit den englischen Adelsgeschlechtern beschäftigt.«

Ein Fluch? Davon war mir in London nichts bekannt geworden. Irgendwie geriet die Person Sir Henry Baskervilles dadurch in ein ganz anderes, neues Licht. »Können Sie mir etwas über diesen Fluch erzählen, Mr. Stapleton?« fragte ich wißbegierig.

»Sie wissen nicht darüber Bescheid?«

»Doch, doch, natürlich. Mir geht es um die Details, verstehen Sie? Wenn man ein Buch schreibt... Neue Blickwinkel, neue Facetten, das ist es, was die Leser wollen.«

»Nun, dann sind Sie ja genau zum richtigen Zeitpunkt gekommen«, sagte Stapleton.

»Ach, ja?«

Er nickte. »Der Fluch scheint sich gerade wieder zu erfüllen. Der Tod des unglücklichen Sir Charles...«

Stapleton wurde durch die Schankmaid unterbrochen, die an den Tisch getreten war und ihn fragte, was er trinken wolle. Dies gab mir Gelegenheit, ein paar schnelle Überlegungen anzustellen. Sir Charles, der Onkel Henry Baskervilles, war erst kürzlich gestorben und hatte seinem Neffen den Familienbesitz vererbt – so lauteten meine in London eingeholten Informationen. Und wenn ich Stapleton richtig verstanden hatte, dann wollte er wohl andeuten, daß dieser mysteriöse Fluch die Ursache für sein Ableben gewesen war.

»Wo waren wir?« fragte der Naturforscher, nachdem sich das Mädchen wieder entfernt hatte.

»Sie wollten mir erzählen, wie sich der Familienfluch an Charles Baskerville erfüllt hat«, erinnerte ich ihn.

»Wollte ich das?« Stapleton blinzelte mir zu. »Tatsächlich wissen Sie von dem Fluch fast gar nichts, stimmt's?«

»Nun«, räumte ich ein, »meine Kenntnisse sind zumindest sehr… lückenhaft. Wenn Sie mir behilflich sein würden, die Lücken auszufüllen…«

»Nur für den Fall, daß Sie mir versprechen, mich in Ihrem Buch ausdrücklich als Quellenangabe zu benennen. Man hat nicht oft Gelegenheit, seinen Namen unsterblich zu machen!«

Ich merkte natürlich, daß er dies nicht ganz ernst meinte, und ging auf sein Spiel ein. »Selbstverständlich, Mr. Stapleton. Ich werde dafür sorgen, daß Ihr Name zusammen mit dem meinen auf der Titelseite aufgeführt wird. Zufrieden?«

Stapleton drückte mir augenzwinkernd seine Befriedigung aus und machte mich dann mit den Hintergründen des Baskervilleschen Familienfluchs bekannt.

Alles fing an mit Hugo Baskerville, einem gar verruchten und gottlosen Burschen, der zur Zeit der englischen Revolution gelebt hatte. Besagter Hugo entbrannte eines Tages in wilder, zügelloser Leidenschaft zu der schönen, unschuldigen Tochter eines einfachen Landmanns und verschleppte sie auf sein Schloß, um ihr dort lüstern Gewalt anzutun. Während eines üblen nächtlichen Gelages jedoch, das Hugo Baskerville mit seinen wüsten Gefährten abhielt, gelang es dem Mädchen zu entfliehen. Hugo, betrunken und außer sich vor Zorn, schwor vor seinen Zechkumpanen, daß er sich mit Leib und Seele dem Bösen zu eigen geben würde, wenn es ihm nicht gelänge, das Mädchen noch in derselben Nacht zum Schloß zurückzuholen. Er ließ sein Pferd satteln, holte seine wilden Hunde aus dem Zwinger und sprengte hinter dem Mädchen her.

Als ihm seine Kumpane in gewissem Abstand folgten, sahen sie zu ihrem Entsetzen, daß ein riesenhafter Hund mit triefenden Lefzen und tellergroßen, glühenden Augen hinter dem Pferd Hugo Baskervilles herrannte. Dieses Ungeheuer konnte nur, dessen waren sie sich sicher, geradewegs aus der Hölle gekommen sein, um den Schloßherrn an seinen Schwur zu erinnern.

Und dessen Schicksal sollte sich dann auch bald erfüllen. In einem kleinen Tal stießen die Gefährten, die sich noch ein Stück weiter hatten zurückfallen lassen, auf den Leichnam des Mädchens. Die Unglückliche war vor Angst und Erschöpfung zu Tode gekommen. Und neben der Toten lag ein weiterer Körper – Hugo Baskerville, von dem Höllenhund auf die entsetzlichste und grausamste Weise zerfleischt, da er sein Versprechen nicht halten konnte. Seitdem, so

sagte man, waren alle Baskervilles, die sich erkühnten, das Schloß in ihren Besitz zu nehmen, dem Höllenhund zum Opfer gefallen – der Fluch hatte sich auf die Nachkommen des unseligen Hugo übertragen, wenn sie auch unschuldig an den Verbrechen ihres Ahnherrn waren.

Jack Stapleton kippte den letzten Rest seines Bieres, das ihm das Schankmädchen in der Zwischenzeit gebracht hatte. »Nun, Mr. Craven, was halten Sie von der Geschichte?«

Ich war, offen gesagt, enttäuscht. Insgeheim hatte ich den Baskerville-Fluch mit den GROSSEN ALTEN oder ihren unmenschlichen Knechten in Verbindung gebracht, wodurch sich vielleicht auch mein geheimnisvolles Interesse an dem jetzigen Schloßherrn erklärt hätte. Aber davon konnte wohl keine Rede sein. Was Stapleton mir da erzählt hatte, ließ mehr auf typisch englische Legendenbildung schließen und hatte ganz offenbar zu den GROSSEN ALTEN keinerlei Beziehung. »Mr. Craven?«

»Äh, ja.« Ich schreckte aus meinen Gedanken hoch. »Eine sehr hübsche Geschichte, durchaus. Nur erscheint sie mir nicht allzu glaubhaft.«

»Sie bezweifeln die Existenz des Höllenhundes?«

»Wenn Sie meine ganz ehrliche Meinung hören wollen – ja, ich bezweifele sie.«

»Aber der Hund ist schon mehrmals gesehen worden. Und nachts kann man ihn im Grimpener Moor weithin hören.«

»So?« sagte ich, nicht sonderlich interessiert.

»Und Sir Charles ist ihm ganz eindeutig zum Opfer gefallen«, ließ Stapleton nicht locker.

Ich nippte an meinem Whisky. »In den Londoner Zeitungen stand, daß er eines natürlichen Todes gestorben ist.«

Stapleton lächelte. »Scheinbar, Mr. Craven, scheinbar. Die Wege der Hölle sind nicht für jedermann ersichtlich. Ich wünsche Ihnen noch ein schönen Abend.«

Abrupt stand er vom Tisch auf und ließ mich allein, etwas zu übereilt, wie es mir schien, und als ich ihm nachblickte, wußte ich plötzlich mit unumstößlicher Sicherheit, daß er nicht der war, für den er sich ausgab.

* * *

John Barrymore war das, was er nun tun mußte, zutiefst zuwider – er haßte sich selbst dafür, lehnte sich aber nicht dagegen auf. Es gab Augenblicke im Leben eines Menschen, in denen er nicht für sich selbst entscheiden konnte, sondern den Weisungen höherer Mächte Folge leisten mußte.

Seit mehr als hundert Jahren lebte Barrymores Familie schon mit den Baskervilles unter einem Dach. Ein gutes Jahrhundert treuer Dienste und unbedingter Gefolgschaft knüpfte ein festes Band, und er konnte mit Fug und Recht behaupten, daß zwischen dem neuen Besitzer von Baskerville Hall und ihm schon jetzt ein Verhältnis bestand, das mehr war als die übliche distinguierte Freundschaft zwischen Herr und Butler. Aber es half alles nichts.

Er mußte seinen Herrn verraten. Als die Dämmerung anbrach, schritt Barrymore zur Tat…

* * *

Zu meiner Überraschung mußte ich feststellen, daß ich mich weitaus länger in dem Gasthaus aufgehalten hatte, als mir bewußt gewesen war. Als ich auf die Straße trat, hatte sich die Sonne bereits hinter den Horizont zurückgezogen – abendliche Dunkelheit senkte sich über Coombe Tracey.

Ich überlegte, was ich tun sollte. Trotz der vorgerückten Stunde noch nach Baskerville Hall hinausfahren? Oder mir hier in der kleinen Stadt ein Zimmer nehmen und bis zum nächsten Morgen warten? Mein Verstand sagte mir, daß letzteres wohl das Vernünftigere sein würde. Aber meine ganze Reise nach Devonshire war nicht unter dem Aspekt kühler und klarer Überlegungen zu betrachten. Unbestimmte Gefühle und Zwänge leiteten mich, und sie gewannen auch letztlich die Oberhand. Nein, ich konnte nicht in Coombe Tracey bleiben. Ich mußte zu Henry Baskerville, noch in dieser Nacht!

Wenig später hatte ich eine Kutsche gemietet und einen Kutscher dazu. Zumindest glaubte ich das. Doch als ich dem Mann mein Fahrtziel nannte, machte er einen erschrockenen Rückzieher.

»In der Dunkelheit durch das Grimpener Moor? Nicht für alles Geld der Welt!«

»Nun«, sagte ich, »alles Geld der Welt kann ich Ihnen nicht bieten. Aber wie wäre es mit fünf Pfund extra?«

»Nicht einmal für… zehn Pfund, sagten Sie?«

»Fünf, mein Freund.«

»Kommen wir uns entgegen – sieben Pfund und zehn Shilling, einverstanden?«

»Einverstanden.«

Der Mann bestand auf Vorauszahlung – offenbar wollte er ganz sicher gehen. Als ich Anstalten machte, in die Kutsche zu steigen, räusperte er sich lautstark.

»Sir, würde es Ihnen etwas ausmachen, wenn Sie neben mir auf dem Kutschbock Platz nehmen?«

»Warum?«

»Vier Augen sehen mehr als zwei.«

Ich hatte zwar das Gefühl, mit meinem Entgelt Anspruch auf eine halbwegs gemütliche Sitzposition erworben zu haben, wollte andererseits jedoch die wohl berechtigten Sorgen meines Fahrers nicht leichtfertig in den Wind schlagen, und setzte mich neben ihn. Er ließ die Peitsche knallen, und das Gefährt rollte an. Bald lagen das Kopfsteinpflaster und die Lichter von Coombe Tracey hinter uns. Dunkelheit und die ausgefahrene Rinne der Überlandstraße wurden zu unseren Wegbegleitern.

»Vor was haben Sie Angst?« fragte ich den Kutscher. »Vor dem Höllenhund?«

»Ja«, gab er offen und ehrlich zu.

»Soweit ich gehört habe, droht aber doch nur den Mitgliedern der Familie Baskerville Gefahr.«

»Ich habe anderes gehört. Erst gestern soll ein friedlicher Schafzüchter der Höllenbestie zum Opfer gefallen sein. Und der hatte mit den Baskervilles außer der Luft, die er atmete, nicht das geringste gemein.«

Das war mir neu. Zumindest hatte Jack Stapleton nichts davon berichtet.

Die ersten Meilen der Fahrt verliefen ausgesprochen eintönig. Mein Kutscher schien ein ziemlich maulfauler Bursche zu sein und gab mir auf meine Fragen meistens nur einsilbige Antworten. Vielleicht ging es ihm aber auch nur darum, sich voll auf die Umgebung konzentrieren zu können, die wir durchfuhren. Viel war allerdings nicht zu erkennen. Die Kutschenlaternen und der Mond vermochten die Dunkelheit kaum aufzuhellen. Die ganze Landschaft kam mir grau in grau vor – oder, besser gesagt, schwarz in schwarz.

Wir passierten einige einsam gelegene Gehöfte und Katen und erreichten schließlich, nach mehr als einer Stunde Fahrtzeit, ein kleines Dorf.

»Grimpen?« erkundigte ich mich.

»Ja«, bekam ich die gewohnt kurzangebundene Antwort.

Und weiter ging die Fahrt, schneller jetzt als bisher. Der Kutscher trieb die Pferde zu größerer Eile an. Als ich ihm einen ersten Seitenblick zuwarf, erkannte ich im Schein der Bocklaterne, daß sein Gesicht einen leicht verbissenen Ausdruck angenommen hatte. Ja, er hatte Angst, große Angst sogar. Wahrscheinlich begann er langsam zu bedauern, daß er von seinem Vorsatz, nicht in der Dunkelheit durch das Grimpener Moor zu fahren, aus purer Geldgier abgegangen war.

Ein bißchen hatte ich sogar Verständnis für ihn. Obwohl von der Szenerie ringsum meist nur schattenhafte Gebilde wahrzunehmen waren, ließ sich ihr wahres Bild doch erahnen. Die Landschaft bestand vorwiegend aus zerklüfteten Hügeln, und immer wieder tauchten die Silhouetten von Bäumen und Gesträuchgruppen auf, die mit gespenstischen Fingern nach der Kutsche zu greifen schienen. Dann und wann waren links und rechts die vom matten Mondlicht beschienenen Spiegel sich windender Wasserläufe oder kleiner Seen auszumachen, über die Nebelgespinste hinwegzogen. Mir war klar, daß sich unter den scheinbar so friedlichen Wassern heimtückische Morastmulden und Sumpflöcher verbargen, die tödlicher waren als Treibsand. Eine Aura des Geheimnisvollen, des Unheimlichen lag über allem. Und wenn man sich dann noch, wie es der Kutscher mit Sicherheit tat, ständig vorstellte, daß irgendwo in diesem verwunschenen Land eine teuflische Bestie auf der Lauer lag, die geradewegs den höllischen Gefilden entsprungen war…

Ja, ich konnte die Furcht des Mannes, der neben mir auf dem Kutschbock saß, durchaus verstehen. Mir selbst allerdings waren derartige Anwandlungen fremd. Ich hatte schon schrecklichere Dinge

gesehen und erlebt, um mich durch die düstere Atmosphäre einer Moorlandschaft bei Nacht beeindrucken zu lassen.

Kaum hatte ich diesen Gedanken zu Ende gedacht, als ich auch schon zusammenzuckte.

Grausige Töne waren in einiger Entfernung laut geworden. Es begann mit einem tiefen, langanhaltenden Stöhnen, das aus den finstersten Abgründen der Erde zu kommen schien, ging dann in ein fürchterliches, unendlich jammervolles Seufzen über und endete schließlich in einem nervenzerfetzenden Heulen. Danach folgte eine kurze Stille, die jedoch sehr bald durch eine neuerliche Sequenz der schauerlichen Laute durchbrochen wurde.

Ich brauchte den Kutscher gar nicht danach zu fragen, um meine Vermutung bestätigt zu finden. Er ächzte auf und hieb mit der Peitsche wie wild auf seine Pferde ein. Ich war mir aber nicht sicher, ob er sie nicht genau in die Richtung trieb, aus der das Heulen und Stöhnen kam.

Und dann sah ich ihn... Dort drüben, gut dreihundert Yards vor uns, stand er plötzlich auf einem Felsenvorsprung, Angst und Ehrfurcht einflößend wie ein Fürst der Unterwelt, der zur Erde emporgestiegen war.

Und in der Tat mußte ich unwillkürlich an Zerberus, den Höllenhund der griechischen Sage, denken. Es war eine in grausigem Gelb aufleuchtende Erscheinung, die aus Tausenden lebender, züngelnder Flammen zu bestehen schien.

Auch mein Kutscher war auf die Feuerbestie aufmerksam geworden. Mit aller Kraft zerrte er an den Zügeln, um die Pferde zum Stehen zu bringen. Die Tiere bäumten sich schrill wiehernd auf und kamen schließlich mit zitternden, schweißnassen Flanken zur Ruhe. Und geradeso, als ob sich der Höllenhund mit den Schreien der gequälten Tiere zufrieden geben würde, verschwand er mit einem Male von der Felsenspitze, so plötzlich, wie er erschienen war. Dann trat Stille ein; eine Stille, die fast noch schmerzhafter war als die infernalischen Laute zuvor.

Der Kutscher zitterte am ganzen Körper, sein Gesicht hatte sich zu einer Grimasse der Angst verzerrt, und in seinen Augen loderte nackte Panik.

»Steigen Sie ab, Mister«, herrschte er mich an. »Keinen einzigen Schritt fahre ich weiter.«

»Hören Sie, Freund, ich habe für diese Fahrt bezahlt«, gab ich entschieden zur Antwort. »Und außerdem ist Ihr Höllenhund längst verschwunden.«

Er schien mir gar nicht zugehört zu haben. »Los, los, machen Sie schon« drängte er hektisch. »Oder wollen Sie, daß ich Sie hinunterwerfe?«

»Sie überschätzen sich, Freund«, sagte ich warnend.

Da streckte er die Arme aus und wollte nach mir greifen. Ohne große Mühe fing ich ihn ab und packte seine Handgelenke.

»Lassen... lassen Sie mich los«, stöhnte er.

Ich gab ihn wieder frei. Es hatte keinen Sinn, ihn zu einer Weiterfahrt zwingen zu wollen. Er war fast irrsinnig vor Angst, und das Risiko, ihn mit einer Hypnose womöglich noch in einen Herzinfarkt zu treiben, war mir zu groß.

»Wie weit ist es noch bis Baskerville Hall?« fragte ich resigniert.

»Eine Meile vielleicht Aber selbst wenn Sie mich totschlagen, werde ich nicht...«

»Weiter diese Straße entlang?«

»Noch ein Stück. Dann kommt rechter Hand ein Weg, der zum Schloß führt.«

»Sie sind jeden Penny Ihres Entgelts wert«, stellte ich sarkastisch fest. »Ich werde Sie weiterempfehlen.«

Mit diesen Worten stieg ich vom Kutschbock.

Der Kutscher riß sein Gespann herum und jagte grußlos zum Dorf zurück. Und ich machte mich auf den Weg nach Baskerville Hall.

* * *

Beim ersten Versuch hatte John Barrymore keinen Erfolg gehabt. Das erhoffte und gleichzeitig von ihm verabscheute Erkennungszeichen war ausgeblieben. Vielleicht, sagte er sich, war es noch zu hell gewesen. Das Böse erwachte erst, wenn die Dunkelheit ihre Herrschaft über das Land antrat.

Er versuchte es erneut, begleitet von den flehenden Blicken seiner Frau Eliza. Die Gefahr, entdeckt zu werden, war sehr gering. Sir Henry hatte sich mit seinen Gästen in die Bibliothek zurückgezogen; die Herren hatten wohl kaum Veranlassung, dem gemütlichen Kaminfeuer den Rücken zu kehren.

Barrymore nickte seiner Frau noch einmal zu, verließ die Küche und schritt hinauf zur Galerie. Auf leisen Sohlen schlich er den dunklen Korridor entlang, konnte jedoch nicht verhindern, daß die Dielen unter seinen Füßen knarrten. Aber die verräterischen Geräusche blieben ohne Folgen – die Bibliothek lag zu weit entfernt, als daß man ihn hätte hören können.

Barrymore erreichte die letzte Tür am Ende des Korridors. Sie war unverschlossen – niemand außer ihm betrat für gewöhnlich dieses Zimmer. Er ging hinein, schloß die Tür hinter sich und trat ans Fenster.

Er blickte hinaus. Undeutlich konnte er im schwachen Mondlicht die Wipfel der Bäume erkennen, hinter denen sich die weite Fläche des Moors erstreckte.

Und er sah noch etwas. Die hell leuchtende Gestalt eines riesigen Hundes, die in weiten Sätzen über den tückischen Sumpf eilte. Der Höllenhund.

Das Herz John Barrymores klopfte zum Zerspringen. Wahnsinnige, mörderische Hoffnung keimte in seinem Herzen auf wie der Schößling einer giftigen Pflanze.

* * *

Ich war es gewohnt, in nächtlicher Dunkelheit meinen Weg zu finden, und so hatte ich keine große Mühe, mich zu orientieren, zumal jetzt auch der Mond des öfteren hinter seiner Wolkendecke hervorlugte. Ohne Schwierigkeiten fand ich den breiten, befestigten Weg, der zum Schloß der Baskervilles führte.

Der ›Höllenhund‹ hatte sich nicht mehr hören und blicken lassen. Obwohl er mir zuerst einen gehörigen Schrecken eingejagt hatte, fiel es mir immer schwerer, ihn als Kreatur von überirdischer Wesensart zu sehen. Fast war ich schon davon überzeugt, daß es für seine Erscheinung eine natürliche Erklärung geben mußte, wenn ich auch gegenwärtig nicht zu sagen vermochte, wie eine solche aussehen

sollte. Auf alle Fälle war der Fluch der Baskervilles für mich ein Problem zweiter Ordnung. Mein vordringliches Anliegen – hier und jetzt – war Sir Henry Baskerville selbst.

Wie es schien, lag Baskerville Hall in einer kleinen Talmulde, denn die Zufahrtsstraße, die ich entlangschritt, wies eine leichte Abwärtsneigung auf. Alte, teilweise verkrüppelte Eichen und Kiefern säumten den Weg, und ihre verwelkten Blätter knirschten unter meinen Füßen. Bald schon konnte ich im Mondlicht die Umrisse von zwei hohen Türmen ausmachen und stand wenig später vor dem äußeren Tor des altehrwürdigen Adelsbesitzes, das von zwei bemoosten Steinpfeilern gehalten wurde. Die Pfeiler wurden von Eberköpfen geschmückt; vermutlich die Wappentiere des Baskerville-Geschlechts. Unmittelbar neben dem Tor befand sich ein kleines Wächterhaus aus schwarzem Granitgestein, das jedoch allem Anschein nach nicht bewohnt wurde. Durch die Gitterstäbe des Tores konnte ich, jenseits einer breiten Rasenfläche, die eigentlichen Schloßgebäude erkennen.

Ich streckte die Hand nach der Torglocke aus, ließ den Arm dann aber auf halbem Weg wieder sinken.

Was, zum Teufel, sollte ich sagen, wenn ich einem Bediensteten gegenüberstand und nach dem Grund meines Besuches gefragt wurde? Ich komme, um meinem guten alten Freund Henry Baskerville wieder einmal ein Essen zu vergällen? Nicht unbedingt eine ideale Eintrittskarte, nicht wahr?

Kurz entschlossen tat ich etwas, das ganz dem Image entsprechen mußte, welches Baskerville sich von mir gebildet hatte: Ich kletterte einfach über das schmiedeeiserne Tor.

Obwohl im Schloß eine ganze Reihe von Lichtern brannten, konnte ich doch ziemlich sicher sein, daß niemand auf mich aufmerksam geworden war. Zwischen Tor und Haus erstreckte sich, die Rasenfläche durchschneidend, eine Baumallee, deren Zweige so tief hinunterreichten, daß sie den Einblick vom Schloß her verwehrten.

Immer im Sichtschutz der Bäume bleibend, arbeitete ich mich den Gebäuden entgegen. Hinter dem Stamm der zuvorderst stehenden Eiche machte ich zunächst halt.

Das Schloß bestand aus mehreren Abteilungen – in der Mitte das wuchtige Haupthaus, mit Efeuranken bewachsen und gesäumt von den beiden schlanken Wehrtürmen, die ich bereits aus der Ferne gesehen

hatte, links und rechts davon Gebäudeflügel offenbar neueren Datums.

Meine Aufmerksamkeit konzentrierte sich auf den Mittelteil, insbesondere auf zwei Fenster im ersten Stockwerk, hinter deren Ornamentglasscheiben ich Bewegung wahrzunehmen glaubte. Ein kühner, wenn auch jeder Vernunft hohnsprechender Gedanke kam mir. Und ganz so, als ob mein Innerstes verhindern wollte, daß die Vernunft doch noch den Sieg davontrug, setzte ich den Gedanken sogleich in die Tat um.

Ich verließ den Schutz des Baumes und huschte in gebückter Haltung zum Hauptgebäude hinüber. Das Mauerwerk wies zahlreiche Risse und Sprünge auf, die die Jahrhunderte in den Stein gegraben hatten, und die geradezu für meine Zwecke gemacht zu sein schienen.

Einen Augenblick zögerte ich noch, dann machte ich mich zielstrebig an den Aufstieg. Selbst ein schlechterer Kletterer, als ich es war, wäre kaum an diesem Vorhaben gescheitert. Die geborstene Fassade bildete fast eine Treppe und brachte mich nicht ein einziges Mal in Gefahr. Ich hätte ohne weiteres bis zu den Dachluken weiterklettern können, aber mein Ziel war natürlich eines der beiden erleuchteten Fenster.

Als ich mich etwa noch einen guten Yard unterhalb des Fensters befand, wurde dieses geöffnet. Ich verharrte bewegungslos und drückte mich dicht an das Mauerwerk. Ein Schatten tauchte über mir auf.

»Kommen Sie doch herein, Mr. Craven«, sagte eine wohlbekannte Stimme. Sherlock Holmes beugte sich zu mir herab und reichte mir einladend die Hand.

* * *

Eine ganze Weile war vergangen, und John Barrymore stand noch immer am Fenster und blickte auf das nächtliche Moor hinaus. Er hatte die Zeit zwischen Hoffen und Bangen verbracht, wobei er sich nie ganz klar darüber geworden war, welcher der beiden widerstrebenden Empfindungen er den Vorzug geben sollte.

Das unheimliche Tier war längst verschwunden und nicht wieder aufgetaucht – der Höllenhund, jene fluchbeladene Bestie, an die sich all seine Hoffnungen und Befürchtungen knüpften.

Barrymore wartete so geduldig, wie er es in den letzten Tagen und

Nächten schon so oft getan hatte. Er wartete, bis hinter den Baumwipfeln das flackernde Licht aufleuchtete, und als er es endlich sah, wußte er, für welche Empfindung er sich tief in seinem Herzen entschieden hatte: für die Hoffnung, die soeben grausam enttäuscht worden war.

Augenblicke später verließ er das Zimmer, seiner Bestimmung weiter zu folgen; seiner Pflicht, die er mehr haßte als alles andere.

* * *

Als ich durch das Fenster kletterte, spürte ich, wie mir das Blut ins Gesicht schoß. Ich kam mir wie ein erbärmlicher kleiner Einbrecher vor, den man auf frischer Tat ertappt hatte.

Hastig blickte ich mich um. Ich befand mich in einer geräumigen Bibliothek, in der sich neben Holmes jedoch nur noch Dr. Watson aufhielt; hatte ich auch Henry Baskerville hier vermutet, so sah ich mich nun getäuscht. Nicht, daß es mir etwas ausgemacht hätte. Die Abwesenheit des Schloßherrn verlieh mir ein gewisses Gefühl der Erleichterung.

Holmes betrachtete mich leicht spöttisch, aber nicht unfreundlich, während sein Freund eher verständnislos dreinblickte. Erst jetzt begann ich mich zu fragen, wieso Holmes eigentlich auf mich aufmerksam geworden war. Ich hielt es für ausgeschlossen, daß er mich gesehen hatte.

»Nein, gesehen habe ich Sie nicht«, bestätigte er mir, als ich ihn daraufhin ansprach. »Aber ich habe Sie gehört. Es gibt gewiß bessere Fassadenkletterer als Sie, zumindest aber solche, die mehr Wert auf Geräuschlosigkeit legen.«

Ich biß mir auf die Unterlippe. »Und wie sind Sie auf den Gedanken gekommen, daß ausgerechnet ich...«

Holmes deutete auf meinen Stockdegen, den ich, um beim Klettern die Hände frei zu haben, unter meinen Gürtel gesteckt hatte.

»Während des Aufstiegs haben Sie Ihren hübschen Degen ständig an der Wand entlangschleifen lassen«, erklärte Holmes. »Und da ich ohnehin wußte, daß Sie hierher kommen würden..«

»Woher, zum Teufel? Ich habe Ihnen im Zug kein Sterbenswörtchen

davon erzählt.«

»Aber Sie haben sich beim Bahnhofsvorsteher von Coombe Tracey nach Baskerville Hall erkundigt.«

»Das haben Sie gehört? Sie waren doch schon ein ganzes Stück voraus, als ich mit dem Mann sprach.«

Sherlock Holmes lächelte. »Wie Sie eben feststellen konnten, verfüge ich über ein ganz ausgezeichnetes Hörvermögen. Ist Ihnen sonst noch etwas unklar, Mr. Craven?«

»Ja«, sagte ich wütend, obwohl nach Lage der Dinge dazu nun wirklich kein Anlaß bestand. »Was haben Sie jetzt mit mir vor – mich bei Sir Henry und gegebenenfalls auch bei der Polizei als Einbrecher anzuschwärzen?«

»Oh, ich halte Sie nicht für einen Einbrecher.«

»Wieso nicht? Schließlich bin ich durch ein Fenster...«

»Durch ein beleuchtetes Fenster! Einbrecher ziehen üblicherweise unbeleuchtete Fenster vor.«

»Nun, dann bin ich vielleicht ein Mörder...«

»Auch Mörder bevorzugen die Dunkelheit. Und sie machen sich nur in den seltensten Fällen die Mühe, eine steile Hauswand emporzuklettern, wenn sie ihr Ziel ebensogut zu ebener Erde erreichen könnten.«

»Elementar einfach – pure Logik!« spottete ich. Ich konnte einfach nicht anders – dieser Mann brachte mich zur Weißglut. Zum Teufel, hatte er denn die Intelligenz gepachtet? Ich kam mir wie ein grüner Schuljunge neben ihm vor.

Holmes nahm meine Bemerkung nicht als Spott. »Ganz recht, Mr. Craven«, sagte er nur.

»Nun, wenn alles so logisch für Sie ist, Mr. Holmes, dann sagen Sie mir doch, warum ich an der Fassade hochgeklettert bin. Oder noch besser: Warum bin ich überhaupt hier?«

Bedauernd zuckte Sherlock Holmes die Achseln. »Ich stütze mich auf Beobachtungen und logische Überlegungen. Ihre Fassadenkletterei entbehrt jeder Logik und ist deshalb nicht nachvollziehbar. Und was

Ihr Herkommen angeht – nun, dazu müßte ich zunächst einmal wissen, in welcher Beziehung Sie zu Sir Henry und den übrigen Bewohnern von Baskerville Hall stehen.«

»Haben Sie mit Sir Henry nicht über mich gesprochen?«

»Gewiß. Aber er kennt Sie nicht. Weder mit Ihrem Namen noch mit Ihrer Personenbeschreibung konnte er etwas anfangen.«

Daß sich Henry Baskerville nicht an mich erinnern konnte, wunderte mich eigentlich nicht. Wer merkt sich schon Namen und Gesicht eines Mannes, dem er nur einmal in einem Restaurant kurz begegnet ist?

»Nun, Mr. Craven? In welcher Beziehung stehen Sie zu Sir Henry?«

Ich seufzte. »Wenn ich das nur wüßte!«

Holmes sagte nichts, wartete wohl darauf, daß ich weitersprach. Ich überlegte. Sollte ich mich dem Detektiv nicht einfach anvertrauen? Er war ein ungemein scharfsinniger Mann. Vielleicht fand er eine Erklärung dafür, warum ich Sir Henry nachstieg wie der Hahn der Henne.

Und so schenkte ich ihm reinen Wein ein. Ich sagte ihm alles, was den Schloßherrn und mich anging, angefangen bei dem mysteriösen Zwang, das Restaurant Harvey's zu betreten, bis hin zu meiner Kletterpartie.

»Verrückt, nicht wahr?« kam ich zum Schluß. »Und Sie glauben mir kein einziges Wort, oder?«

»Ich glaube Ihnen jedes Wort«, erwiderte Holmes. »Niemand denkt sich eine so... unglaubwürdige Geschichte einfach aus und erzählt sie derart überzeugend, wie Sie das gerade getan haben.«

»Und sehen Sie eine Chance...«

»Durchaus. Auch der Wahnsinn hat bekanntlich Methode. Er folgt seiner eigenen Logik, die allerdings mit anderen als den normalen Maßstäben ergründet werden muß.«

»Mit welchen?«

»Das müssen wir herausfinden, Mr. Craven. Empfinden Sie gegenwärtig noch immer diese... gewisse Unruhe, da sich Sir Henry nicht in Ihrer unmittelbaren Nähe befindet?«

Ich horchte in mich hinein und stellte zu meiner Überraschung fest, daß besagte Unruhe verschwunden war. Der rätselhafte Drang in mir schien vollkommen damit zufrieden zu sein, daß ich hier in Sir Henrys Bibliothek stand.

»Interessant«, meinte Holmes, als ich auf seine Frage antwortete »Aber als Sie vorhin vor dem Haus standen...«

»... fühlte ich mich unruhig, ja!«

»Dann könnte unter Umständen dieser Raum das eigentliche Objekt Ihrer Begierde sein«, folgerte Holmes. »Die Person Sir Henrys wäre sozusagen lediglich eine Art von... Leitobjekt gewesen.« Er sah mich an. »Was fasziniert Sie hier ganz besonders, Mr. Craven – die Bücher?«

»Bücher faszinieren mich immer«, murmelte ich. Gleichzeitig ging mein Blick zu den langen Bücherreihen hinüber, die zwei Wände der Bibliothek einnahmen. Wie ich vielen Einbänden ansehen konnte, befanden sich darunter zahlreiche antike Kostbarkeiten, vielleicht sogar – was ich allerdings für wenig wahrscheinlich hielt – ein NECRONOMICON, ein Nachdruck der Chtonischen Schriften des römischen Heidenpriesters Lucius oder eins der seltenen Exemplare von Junzt's Unaussprechlichen Kulten. Am liebsten wäre ich gleich zu den Folianten hinübergegangen und hätte in ihnen herumgestöbert. Aber Holmes hatte anderes mit mir vor.

»Machen wir die Probe aufs Exempel«, sagte er. »Mr. Craven, verlassen Sie bitte den Raum und gehen die Treppe bis zur Halle hinunter.«

Ich schickte mich an, seiner Weisung zu folgen, blieb jedoch an der Tür wieder stehen.

»Und wenn ich Sir Henry nun begegne? Wenn er mich sieht, wird er sich gewiß an den Vorfall im Harvey's erinnern und mir mit Wutgebrüll an die Kehle fahren.«

»Keine Sorge«, winkte Holmes ab. »Ich habe ihn unter einem Vorwand in eines der Turmzimmer geschickt, und dort wird er noch eine Weile blieben.«

»Warum?«

Holmes lächelte auf seine unnachahmliche Art und Weise. »Können Sie sich das nicht denken, Mr. Craven? Ich wollte zuerst mit Ihnen sprechen – ohne seine Gegenwart.«

»Aha.«

Wenn er es sagte, würde es wohl stimmen. Ich verließ die Bibliothek also, ging einen kurzen Korridor entlang und schritt dann die breite Treppe hinab. Und als ich noch auf halbem Wege war, spürte ich es. Kalter Schweiß trat mir auf die Stirn, und je weiter ich mich von der Bibliothek entfernte, desto stärker begann ich am ganzen Leibe zu zittern. Das waren… Entzugserscheinungen!

Ich kehrte um und eilte in die Bibliothek zurück… und fühlte im gleichen Augenblick, wie meine Erregung sich wieder legte. Als ich über die Schwelle trat, war nichts von den geheimen Ängsten der letzten Sekunden geblieben.

»Ja«, sagte ich »es ist dieser Raum hier, nicht Sir Henry.«

Sherlock Holmes genoß seinen Triumph sichtlich. »Nun, mein Freund, dann brauchen Sie wohl nur noch das passende Buch zu finden, und alles wird sich aufklären.« Und nachdenklich fügte er hinzu: »Es muß sich um ein äußerst ungewöhnliches Buch handeln. Ein altes alchimistisches Werk vielleicht?«

»Vielleicht, ja.« Ich zuckte die Achseln. Es lag ganz gewiß nicht in meiner Absicht, irgendeine Anspielung auf die GROSSEN ALTEN zu machen. Sherlock Holmes hatte seine Welt, ich hatte die meine. Und dabei wollte ich es auch belassen.

Holmes schickte Dr. Watson zum Turmzimmer hinauf, um Sir Henry zurückzuholen. Ich nutzte die Zeit, die noch blieb, um ihn zu fragen, was er eigentlich hier auf Schloß Baskerville tat.

Die Frage hätte ich mir eigentlich sparen können. Sir Henry hatte ihn, auf Empfehlung eines gewissen Dr. Mortimer, kommen lassen, um das Geheimnis des Höllenhunds aufzuklären.

Wenig später betraten Watson und ein hemdsärmeliger Sir Henry die Bibliothek. Als Baskerville mich sah, wurde seine Gesichtsfarbe erst bleich, dann rot vor Wut.

»Sieee sind das?« schrie er mich an.

Sherlock Holmes hatte einige Mühe, das zwischen dem Schloßbesitzer und mir bestehende Mißverständnis aus der Welt zu schaffen. Zu meinem Glück gelang es ihm zu Baskervilles vollster Zufriedenheit. Es wurde also doch noch ein recht interessanter Abend, bei dem ich, zu Holmes' großer Freude, einiges über den Höllenhund aus erster Hand

zum besten geben konnte, und in dessen Verlauf Baskerville mir zusicherte, gleich morgen früh all seine Bücher durchzugehen, um endlich die Ursache für meine mysteriöse Gier zu finden.

Die große Enttäuschung für mich folgte erst später, als wir die Runde vor dem Kaminfeuer aufhoben. Ich blieb, weil dies für meinen inneren Frieden wohl am besten war, allein in der Bibliothek zurück, doch kaum hatte Sir Henry den Raum verlassen, als mich die bekannte Unruhe wieder einem wilden Tier gleich ansprang. Die Bibliothek allein konnte meine »Entzugserscheinungen« in keiner Weise lindern. Wie es aussah, war das »obskure Objekt meiner Begierde« letzten Endes doch Sir Henry Baskerville persönlich...

Ich verbrachte eine halb durchwachte Nacht, in der ich mich so unwohl fühlte wie ständig in den letzten Tagen. Erst als ich am frühen Morgen mit Sir Henry und den beiden anderen Männern am Frühstückstisch saß – für mich als notorischen Langschläfer ein wahrhaftiges Wunder – war meine Unruhe schlagartig wie weggeblasen. Vielleicht, dachte ich frustriert, sollte ich Priscylla vergessen und statt dessen um Henry Baskervilles Hand anhalten.

Natürlich war auch Sherlock Holmes über die Wiederkehr des Status quo alles andere als glücklich. Aber er gab sich noch längst nicht geschlagen.

»Wir finden schon noch heraus, was mit Ihnen los ist, Mr. Craven«, versicherte er mir zuversichtlich.

Zunächst jedoch hatte ein anderes, weitaus dramatischeres Problem Vorrang: der Höllenhund. Die Angelegenheit erhielt eine bestürzende Aktualität, noch während wir beim Frühstück saßen: Man hatte wieder einen Toten gefunden; ein Jäger war zufällig bei seiner morgendlichen Pirsch auf den Leichnam gestoßen.

Zusammen mit Sir Henry, Holmes, Dr. Watson und dem arabischen Leibdiener des Schloßherrn machte ich mich auf den Weg. Wir fuhren nicht mit einer Kutsche, sondern gingen zu Fuß, da das Gelände ziemlich unzugänglich war und sich die Stelle, an der das Opfer lag, ganz in der Nähe von Baskerville Hall befand.

Als wir das Ziel erreichten, eine von Felsbrocken umgebene Senke in unmittelbarer Nähe eines kleinen Sees, erschrak ich bis ins Mark und hatte große Mühe, mir mein Entsetzen nicht anmerken zu lassen. Es war der Geruch, der mich alarmierte, ein Geruch, der wie ein Fluch in der Luft hing und den ich nur allzugut kannte.

Protoplasma!

Trotz meiner Bemühungen um äußerliche Ruhe und Gleichgültigkeit entging dem scharfäugigen Sherlock Holmes nicht, daß ich für Sekunden die Beherrschung verloren hatte. Aber er deutete sie falsch, denn als er mich anblickte, hielt er sich demonstrativ die Nase zu. Er glaubte wohl, daß mich der Gestank als solcher aus der Fassung gebracht hatte.

Wir waren nicht die einzigen, die sich eingefunden hatten; mehrere andere Männer waren bereits zur Stelle, darunter auch die Gesicht, das ich bereits kannte: Jack Stapleton. Leicht verwundert nahm ich zur Kenntnis, daß allerdings kein Polizist anwesend war.

Daß ich mich in diesem Punkt irrte, erfuhr ich wenig später. Bei dem Toten selbst handelte es sich nämlich um den örtlichen Constable, einen Mann namens Vincent Calhoun.

Ein älterer Herr, den ich später als Dr. Mortimer kennenlernte, hatte die Leiche bereits untersucht. Er war zu derselben Diagnose gelangt wie schon bei dem Schafzüchter, von dessen Tod vor ein paar Tagen ich gestern abend erfahren hatte: In Calhouns Körper fand sich kein einziger Tropfen Blut mehr.

Mein schwelender Verdacht, daß hier mächtigere Kräfte wirkten als die eines Fluches, verstärkte sich. Der Gestank nach Protoplasma konnte für mich nur einen Schluß zulassen: Shoggoten. Die schrecklichen Kreaturen der GROSSEN ALTEN! Eins paßte auf schreckliche Weise zum anderen.

Holmes und Dr. Watson sahen sich den Toten ebenfalls aus nächster Nähe an. Und Holmes fand etwas heraus, was lückenlos in das Bild paßte, das ich mir bereits zurechtgelegt hatte: Schürfwunden und tiefe, dunkelblau angelaufene Druckstellen kündeten davon, daß das Opfer mit unmenschlicher Kraft gepackt und weit durch die Luft geschleudert worden war.

»Der Höllenhund war es«, sagte jemand. »Kein anderer als der verfluchte Höllenhund!«

Mehrere haßerfüllte Blicke von seiten den Einheimischen trafen Henry Baskerville. Sie machten ihn, direkt oder indirekt, für die Bluttaten verantwortlich.

Jack Stapleton trat auf den Schloßherrn zu. »Sie sollten lieber gehen, Sir Henry«, sagte er leise. »Die Leute von Grimpen sind ein bißchen

engstirnig… und unberechenbar. Sie sind mir als Nachbar ans Herz gewachsen. Es würde mir sehr leid tun, wenn Ihnen etwas zustieße.«

Er war die Freundlichkeit in Person, und seine Anteilnahme klang wirklich echt. Ich aber spürte mit meinen feinen, magischen Sinnen nur zu deutlich, daß seine vorgebliche Besorgnis nicht mehr war als eine Schmierenkomödie. Innerlich jubilierte und triumphierte Stapleton wie ein altrömischer Imperator nach gewonnener Schlacht.

* * *

Sherlock Holmes hatte sich von Sir Henry einen Zweispänner zur Verfügung stellen lassen und lud mich zu einer kleinen Ausfahrt ein. Ich sollte ihm die Stelle zeigen, von der aus ich in der vergangenen Nacht den Höllenhund gesehen hatte.

»Sie verlangen viel, Mr. Holmes«, wandte ich ein. »Es war stockdunkel und…«

»Versuchen wir es«, drängte er und wies mit einer einladenden, doch sehr nachdrücklichen Geste auf den Zweispänner.

Wir verließen Baskerville Hall, rollten den gepflegten Zufahrtsweg entlang und bogen auf die Überlandstraße ein, die nach Grimpen und dann weiter nach Coombe Tracey führte. Nachdem wir etwa eine Meile hinter uns gebracht hatten, ließ ich ihn anhalten.

»Hier?« fragte er.

»Ich glaube schon, ja«, bestätigte ich. »Nachts sieht zwar alles anders aus, aber…«

»Welchen Blickwinkel hatten Sie?«

Ich erinnerte mich deutlich, daß der Höllenhund von oben auf mich herabgeblickt hatte, also auf einem Hügel oder einem Felsvorsprung gestanden haben mußte. Und da kam nur eine Landschaftskonfiguration in Frage: ein kleines Plateau, keine zweihundert Meter von der Straße entfernt. Die Bestie war mir also näher gewesen, als ich gedacht hatte.

Sherlock Holmes nickte befriedigt, als ich ihn mit meiner Rekonstruktion der vergangenen Nacht vertraut machte. Er lenkte das Gespann an den Straßenrand, stieg vom Kutschbock und machte die

Zügel der Pferde an einem Baum fest.

»Sie wollen auf das Plateau klettern?« fragte ich.

»Genau das habe ich vor«, bestätigte er. »Kommen Sie mit?«

Ich hatte zwar wieder einmal das bösartig drängende Verlangen, auf dem schnellsten Weg zu Sir Henry zurückzukehren, setzte mich jedoch mit aller geistiger Kraft gegen den unheimlichen Zwang in meinem Inneren zur Wehr.

»Ich komme mit.«

Ein paar Minuten später standen wir genau unterhalb des Plateaus. Eine steil aufragende Felswand ließ den direkten Aufstieg nicht ratsam erscheinen, aber es war möglich, der überhängenden Gesteinsplatte von der rückwärtigen Seite aus zu Leibe zu rücken, was Holmes und ich dann auch taten. Wir brauchten eine gute Viertelstunde, um den Gipfel zu erreichen. Holmes machte sich sogleich an seine detektivische Arbeit. Am vorderen Rand des Plateaus ging er in die Knie, holte ein Vergrößerungsglas hervor und fing an, auf dem felsigen Boden herumzukriechen.

Ich strapazierte unterdessen meinen Geruchssinn, konnte in der Luft jedoch keinerlei Restspuren des verhaßten Shoggotengestankes feststellen.

Holmes schien mehr Glück – wenngleich Glück in diesem Falle ein höchst relativer Betriff war – zu haben als ich. Ich hörte, wie er einen befriedigten Grunzlaut ausstieß, sah, wie er in die Tasche griff und ein kleines Fläschchen sowie einen offenbar speziell präparierten Papierstreifen hervorholte. Er öffnete das Fläschchen und tröpfelte etwas von seinem Inhalt auf den Boden. Nachdem er ein paar Augenblicke lang gewartet hatte, tauchte er den Papierstreifen in die Flüssigkeit und betrachtete ihn dann anschließend durch seine Lupe.

»Was gefunden?« fragte ich.

»Und ob!« sagte er triumphierend. »Hier, wenn Sie einen Blick darauf werfen wollen…«

Er hielt mir Glas und Papierstreifen hin. Ich studierte den Streifen und konnte ein fahles, gelbes Leuchten feststellen, das mir allerdings wenig sagte. So konnte ich nur die Achseln zucken und ihn fragend anblicken.

»Die Chemie ist eine Leidenschaft von mir«, sagte er. »Sie wird zukünftig in der Kriminalistik noch eine große Rolle spielen. Eine ganz entscheidende Rolle!«

Mich reizte beides nicht sonderlich, weder die Chemie noch die Kriminalistik. Den GROSSEN ALTEN und ihren Kreaturen war damit gewiß nicht beizukommen. Aber das sollte natürlich nicht heißen, daß ich an Holmes' Fund uninteressiert gewesen wäre.

»Was ist es?« wollte ich wissen.

»Phosphor!«

»Phosphor?«

»Ganz ohne Zweifel«, nickte er. »Phosphor und Schwefel. Interessant... höchst interessant.«

»Und was schließen Sie daraus?« fragte ich ein wenig hilflos.

»Nun, gewiß nicht, daß dieser ominöse Hund geradewegs aus der Hölle nach Devonshire gekommen ist, wie einige Leute hier zu glauben scheinen«, gab er scherzhaft zur Antwort, dachte aber offensichtlich nicht daran, seine wahren Gedankengänge preiszugeben.

In einem Punkt gab ich ihm sogar recht: Aus der Hölle war die Bestie wohl wirklich nicht gekommen. Was nicht heißen mußte, daß sie natürlichen Ursprungs war; ganz im Gegenteil. Es war nicht der Teufel, den ich fürchtete, sondern eine ganze Rasse schwarzer, amorpher Wesen, die man die GROSSEN ALTEN nannte.

Doch Sherlock Holmes gab mir keine Gelegenheit, näher auf dieses Thema einzugehen. Er packte seine Utensilien wieder in die Tasche und hatte es plötzlich sehr eilig, diesen Ort zu verlassen.

»Entschuldigen Sie mich, Mr. Craven«, sagte er. »Hoffentlich nehmen Sie es mir nicht übel, wenn ich Sie jetzt allein lasse. Sie finden allein nach Baskerville Hall zurück, nicht wahr?« Und schon eilte er den Schräghang hinunter und war wenig später meinen Blicken entschwunden.

Ich war nicht undankbar dafür, daß er mich allein zurückgelassen hatte. Mein Pflichtgefühl sagte mir, daß ich den Tod des Polizisten Calhoun nicht einfach auf sich beruhen lassen durfte. An der Stelle, an der er den Tod gefunden hatte, waren von mir Shoggotenspuren

festgestellt worden, hier auf dem Plateau jedoch nicht. Mein Platz war also eher unten in der Senke an dem kleinen See.

So machte auch ich mich an den Abstieg. Ich hatte gewisse Schwierigkeiten, mich zu orientieren, denn die öde Landschaft war doch sehr eintönig. Ich irrte eine ganze Weile umher, bis ich den Ort der furchtbaren Tat endlich gefunden hatte.

Die von Felsbrocken gesäumte Senke war inzwischen menschenleer. Der Leichnam des unglücklichen Polizisten war weggeschafft worden, so daß nichts mehr auf das grauenhafte Geschehen hindeutete, das sich hier abgespielt hatte. Selbst der bestialische Gestank hatte sich in den letzten Stunden weitgehend verflüchtigt. Ich konnte ihn kaum noch wahrnehmen.

Über düsteren Gedanken grübelnd trat ich ans Ufer das kleinen Sees und blickte über sein schwarzes Wasser hinweg. Sümpfe und Pfuhle, dunkle, trügerische Löcher, die mit den unheimlichen Tiefen des Erdinneren in Verbindung standen – sie waren die Welt jener grauenerregenden Kreaturen, gegen die ich kämpfte. Und dieser See, dessen absolute Stille eine unausgesprochene Drohung auszustrahlen schien, weckte eine ungewisse Furcht tief in mir.

Ich bemühte mich nach Kräften, mit Hilfe meiner magischen Fähigkeiten den gestaltlosen Schleier fortzureißen, der diesen See wie ein schützendes, klebriges Netz umhüllte, drang mit meinem Geist in den See ein und tauchte in seine Tiefe hinab. Wurde eins mit dem modrigen Wasser, mit dem zähen Morast darunter, drang tiefer und tiefer vor – aber es gelang mir nicht, einen Kontakt herzustellen. Wenn dort unten irgend etwas gewesen wäre, hätte ich es spüren müssen. Geistig und körperlich erschöpft gab ich meine Anstrengungen schließlich auf. Alles schien dafür zu sprechen, daß sich die Kreatur der GROSSEN ALTEN, was immer es auch sein mochte, zurückgezogen hatten, daß das Grimpener Moor wieder sicher war. Aber meine Ahnungen sagten mir, daß davon keine Rede sein konnte.

* * *

»John?«

John Barrymore tat so, als hätte er nicht gehört. Scheinbar tief in seine Arbeit versunken, beschäftigte er sich weiter mit der Einkaufsliste für die kommende Woche und blickte nicht davon hoch.

»John, ich bitte dich!«

Der flehende Ton in der Stimme seiner Frau machte es ihm unmöglich, sie länger zu überhören. Resigniert ließ er die Einkaufsliste sinken und fügte sich in das Unvermeidliche.

»Ja, Eliza?«

»Wirst du heute abend noch einmal hinausgehen?«

Barrymore seufzte. »Wir waren uns einig geworden, daß die vorige Nacht die letzte Nacht sein sollte. Das habe ich ihm auch eindeutig gesagt.«

»Aber er ist noch immer da.«

»Ja, ich weiß.«

»Tu es für mich, John«, sagte seine Frau mit zitternder Stimme. »Noch ein einziges Mal. Ein allerletztes Mal, das verspreche ich dir. Wirst du es tun, John?«

John Barrymore wand sich wie ein getretener Wurm. Aber er liebte seine Frau und brachte es nicht übers Herz, ihr Schmerz zuzufügen. So gab er schließlich nach. Ein allerletztes Mal...

* * *

Ich hatte den Rest des Tages damit verbracht, auch die Stelle aufzusuchen, an der der Schafzüchter Frederic Murphy ums Leben gekommen war. Abermals handelte es sich um einen Ort, der am Rand eines Sumpfs lag, ganz wie ich es erwartet hatte. Reale Anzeichen für die unmittelbare Gegenwart eines Wesens der GROSSEN ALTEN fand ich jedoch auch hier nicht.

Es gab rein gar nichts, was ich noch tun konnte, so daß ich mich schließlich auf den Rückweg machte. Zu meinem Mißfallen mußte ich feststellen, daß mich die Dämmerung überrascht hatte. Nebelschwaden, die wie lebende Wesen über den Boden krochen, schränkten die Sicht zusätzlich ein. Bald wurde ich mir bewußt, daß ich mich verlaufen hatte. Statt die Überlandstraße zu erreichen, war ich tiefer ins Moor hinein geraten. Unbehagen beschlich mich, weniger weil ich fürchtete, dem Höllenhund oder einem Shoggoten zu begegnen, sondern mehr aus der Überlegung heraus, daß das

Sumpfgebiet für Menschen, die sich nicht darin auskannten, zu einer tödlichen Falle werden konnte. Zwar bewegte ich mich einen festen Pfad entlang, aber wie lange das noch der Fall sein würde, konnte ich nicht einmal vermuten.

Bald hatte ich die Orientierung vollkommen verloren. Dennoch gab es für mich einen Wegweiser, der fast noch zuverlässiger war als ein amtliches Hinweisschild. Mein innerer Drang, in die Nähe von Sir Henry zu gelangen, leitete mich! Ich zweifelte keinen Augenblick daran, daß ich mich in Richtung Baskerville Hall vorwärtsbewegte. Das Dumme war nur, daß mein ganz persönlicher Kompaß die Unabwägbarkeiten des Geländes nicht in Betracht zog.

Dunkler und dunkler wurde es; ich konnte allenfalls noch zwei, drei Meter weit sehen. Mein Unbehagen steigerte sich. Immer wieder hörte ich links und rechts von mir glucksende Geräusche, die auf die unmittelbare Nähe von heimtückischen Morastlöchern hindeuteten. Wenn ich da hineingeriet, hatten die GROSSEN ALTEN einen Gegner weniger.

Vorsichtig setzte ich Fuß vor Fuß, stets vorher mit meinem Spazierstock die Bodenverhältnisse prüfend. Ich hätte einiges dafür gegeben, jetzt eine Lampe oder Fackel bei mir zu tragen. Aber das war gar nicht mehr nötig, denn einen Moment später fand mein blindes Vorwärtstasten ein überraschendes Ende.

»Wohin des Wegs, Mr. Craven?« rief mich eine Stimme aus der Dunkelheit zu meiner Rechten an. Holmes!

Ich sparte mir die Mühe, zu fragen, wie er mich erkannt hatte, obwohl man bei den herrschenden Lichtverhältnissen normalerweise nicht einmal Männlein von Weiblein unterscheiden konnte. Vermutlich hatte er aus dem Tappen meines Stockes wieder einmal die richtigen Schlüsse gezogen, was letzten Endes aber recht belanglos war. Für mich zählte einzig und allein, daß die Gefahr, im Sumpf zu versinken, gebannt war.

Augenblicke später war ich bei Sherlock Holmes und Dr. Watson angelangt, die sich ein kleines Stückchen abseits von dem Pfad auf zwei große Steine niedergelassen hatten und eine geheimnisvolle Nachtwache abzuhalten schienen.

»Um auf meine Frage zurückzukommen...«, sagte der Detektiv. »Was wollten Sie in Merripit House?«

»Merripit House?« wunderte ich mich. Ich hatte diesen Namen noch

nie gehört. »Ich bin auf dem Weg nach Baskerville Hall.«

Dr. Watson lachte leise. »Da sind Sie aber ganz schön in die Irre gegangen, Mr. Craven. Sie haben genau die entgegengesetzte Richtung eingeschlagen.«

»Nicht unbedingt, meiner lieber Watson«, sagte Sherlock Holmes. »Vielleicht zieht es Mr. Craven gar nicht so sehr nach Baskerville Hall, sondern mehr zu Sir Henry. Richtig, Mr. Craven?«

»Richtig«, bestätigte ich.

»Nun, dann waren Sie durchaus auf dem rechten Weg. Sir Henry hält sich gegenwärtig in Merripit House auf.«

»Was ist... Merripit House?«

»Der Wohnsitz eines Mannes, der sich Jack Stapleton nennt«, gab Sherlock Holmes Auskunft. »Sir Henry ist von ihm eingeladen worden.«

»Stapleton«, murmelte ich. »Diesem Mann ist nicht zu trauen.«

»Sehr scharfsinnig, Mr. Craven«, lobte mich Holmes. »Wie sind Sie ihm auf die Schliche gekommen?«

Ich hielt es nicht für angebracht, ihm etwas von meinen besonderen Fähigkeiten zu offenbaren, und zuckte deshalb nur vielsagend mit den Schultern. Dann stellte ich die Frage, die mir schon die ganze Zeit über auf der Zunge lag.

»Und was tun Sie hier, meine Herren?«

»Oh«, antwortete Holmes. »Wir warten natürlich auf den Höllenhund.«

»Warum gerade hier?« fragte ich verwundert.

»Weil ich davon ausgehe, daß er mit großer Wahrscheinlichkeit in kürzester Zeit an dieser Stelle vorbeikommen wird«, erklärte Holmes im Brustton der Überzeugung.

»Aber wieso...«

»Still!« Der Detektiv hob gebieterisch die Hand und brachte mich zum Schweigen. »Ich glaube, er kommt.«

Schrittgeräusche klangen auf.

»Das ist ein Mann«, flüsterte ich, »und kein Hund.«

»Natürlich nicht«, gab Holmes genauso leise zurück. »Es ist Sir Henry. Der Höllenhund... kommt später.«

Die Schritte kamen näher. Die tiefhängende Wolkendecke war für den Augenblick aufgerissen, so daß das Licht des Mondes die unheimliche Szenerie beleuchtete. Sein silberner Schein fiel auf den Pfad und umfing die Silhouette eines Mannes, der jetzt fast auf einer Höhe mit uns war. Sein Gesicht konnte ich nicht erkennen, aber die Gestalt ließ erkennen, daß es sich wirklich um den Herrn von Baskerville handelte.

»Sprechen Sie ihn nicht an«, wisperte Holmes. »Lassen Sie ihn einfach vorbeigehen.«

Ich hatte zwar noch immer keine klaren Vorstellungen davon, was hier eigentlich gespielt wurde, nickte aber und verhielt mich ganz still. Sir Henry schritt an unserem Versteck vorbei, ohne uns zu bemerken.

Wenig später hatte ihn die Dunkelheit verschluckt, und auch seine Schritte waren verklungen. Sherlock Holmes hatte sich vom Stein erhoben. In angespannter Haltung stand er da, leicht zusammengekrümmt, ein Raubtier auf dem Sprung.

Und dann wurden andere Geräusche laut, ein unheimliches Hecheln, ein hektisches Keuchen, schnelle, tappende Schritte, leichtfüßig und doch von geballter Kraft zeugend.

»Er kommt«, flüsterte Holmes. Im Mondlicht sah ich etwas Metallisches in seiner rechten Hand aufblitzen – eine Pistole.

Eine eigentümliche Erregung packte mich. Meine Sinne waren hochgepeitscht, meine Nerven vibrierten. Obwohl ich nicht wußte, was da auf uns zukam, und ein gewisses Gefühl der Beklommenheit nicht unterdrücken konnte, fieberte ich dem Augenblick der Wahrheit förmlich entgegen.

Eine Nebelbank hatte sich jetzt wieder über den Weg gelegt, ein dichtes, graues Spinnennetz, in dem es auf einmal, vielleicht noch etwa zehn Yards von uns entfernt, so grell aufleuchtete, als habe jemand ein Feuer darin entzündet.

»Jetzt«, schrie Sherlock Holmes und sprang mit einem weiten Satz auf den Pfad.

Und dann sah ich den Höllenhund! Wie aus einem schrecklichen Alptraum entsprungen, brach er aus dem Nebel hervor – riesengroß, schwarz wie die Nacht, von einer gespenstisch leuchtenden Feuerlohe umglost. Sein weit aufgerissener Rachen, aus dem die Reißzähne wie Messer hervorstachen, spuckte Flammen, die Augen waren glühende Kohlen, die mächtigen Tatzen schienen den Boden, über den er lief, zu versengen.

Sherlock Holmes riß die rechte Hand hoch, brachte seine Pistole in Anschlag und schoß zweimal, dreimal.

Aber die Bestie schien unverwundbar zu sein, ließ sich durch die Schüsse nicht aufhalten, fiel wie ein Berserker über den Detektiv her und riß ihn zu Boden.

Dr. Watson, der neben mir stand, stieß einen heiseren Schrei des Entsetzens aus. Erst jetzt erkannte ich, daß auch er eine Pistole in der Hand hielt. Aber er schoß nicht, aus Furcht, seinen Freund zu treffen, der sich nun, mit der Bestie zu einem unentwirrbaren Flammenknäuel verstrickt, auf dem Pfad wälzte.

Ich handelte, ohne lange zu überlegen. Im Bruchteil einer Sekunde hatte ich meinen Degen aus seiner Ummantelung gerissen und stürmte los.

Sherlock Holmes befand sich in einer bedrohlichen Situation. Er war auf den Rücken gefallen und konnte sich seines satanischen Gegners kaum noch erwehren. Die Flammenzähne des Ungeheuers näherten sich seiner Kehle, würden jeden Augenblick seinem Leben ein Ende setzen.

Ich bog die Schulter zurück, nahm Maß und ließ den Degen nach vorne schnellen. Und ich hatte gut gezielt – die blitzende Klinge bohrte sich in den Leib der Bestie.

Der Höllenhund stieß ein gequältes Heulen aus, ließ von Holmes ab und bäumte sich auf.

Sherlock Holmes erkannte seine Chance und wälzte sich reaktionsschnell zur Seite.

Ich zog die Degenklinge wieder aus dem glosenden Körper des Ungeheuers hervor und nahm abermals Maß. Aber ich brauchte nicht noch einmal zuzustechen. Dr. Watson hatte jetzt freie Schußbahn und feuerte in schneller Reihenfolge das Magazin seiner Pistole leer.

Aus dem ohrenbetäubenden Heulen wurde ein jämmerliches Jaulen, und schließlich erstarb auch dieser Laut. Der Höllenhund fiel zur Seite, zuckte noch einmal und rührte sich dann nicht mehr.

Noch um Atem und Fassung ringend, beugten wir uns alle drei über das zur Strecke gebrachte Schreckenswesen, das jetzt im Tode gar nicht mehr schrecklich, sondern beinahe bemitleidenswert aussah. Es war ein außerordentlich großer, zottiger Hund, halb Bluthund, halb Dogge, und überaus... irdisch. Holmes klärte uns in knappen Sätzen auf: Das schaurige, furchteinflößende Leuchten wurde durch ein Phosphorpräparat hervorgerufen, mit dem irgend jemand das Tier eingerieben hatte.

Wieder wurden Schrittgeräusche laut, diesmal von beiden Enden des Pfades. Zwei Männer kamen auf uns zu, Sir Henry von der einen Seite, Jack Stapleton von der anderen. Sir Henry wirkte ganz gefaßt – Holmes hatte ihn offensichtlich schon vorher in sein Vorhaben eingeweiht. Stapleton jedoch machte einen ausgesprochen verstörten Eindruck.

»Was... ist passiert?« fragte er mit einer Stimme, der deutlich anzuhören war, wie er um seine Fassung rang.

»Sie wissen sehr gut, was passiert ist, Mr. Baskerville!« sagte Sherlock Holmes scharf.

Stapleton zuckte zusammen. »Wie haben Sie mich genannt?«

»Mit Ihrem wahren Namen, Baskerville. Ihr Leugnen ist zwecklos, ich weiß alles über Sie.«

»Wie sind Sie...«

»Oh«, sagte Sherlock Holmes beinahe gelangweilt, »Sie haben es mir nicht sehr schwer gemacht. Als ich sie heute morgen in Ihrem Haus besuchte, fiel mir eine kleine Fotografie auf, die Sie vermutlich in einer Anwandlung von Nostalgie auf Ihren Sekretär gestellt haben. Ihr Pech war, daß ich dieselbe Fotografie schon in der Baskervilleschen Familienchronik gesehen hatte. Sie stellt Rodger Baskerville dar, einen jüngeren Bruder von Sir Charles. Und daß Sie der Sohn dieses Rodger sind, der angeblich kinderlos in Südamerika verstorben sein soll, ist bei der unverkennbaren Ähnlichkeit zwischen Ihnen und Ihrem Vater unverkennbar.«

»Und selbst wenn dem so wäre?« sagte der Ertappte heiser. »Ist es ein Verbrechen, ein unehelicher Nachkomme der Baskervilles zu sein?«

»Gewiß nicht«, lächelte Holmes. »Aber es ist ein Verbrechen, wenn man versucht, sich mittels mörderischer Methoden das Familienerbe zu erschleichen. Und genau das haben Sie getan. Sie haben die alberne Legende mit dem sogenannten Höllenhund, dem angeblichen Fluch der Baskervilles, wieder aufleben lassen und sich zunutze gemacht, indem Sie dieses arme Tier hier mißbrauchten. Sie wußten, daß Sir Charles schwer herzkrank und auch abergläubisch war. Ihn durch den Hund zu Tode zu erschrecken, fiel Ihnen nicht schwer. Nun mußten Sie nur noch auf eine günstige Gelegenheit warten, um auch Sir Henry auszuschalten. Als Sie ihn dann heute einluden, war mir völlig klar, daß Sie auf dem Rückweg, hier im Moor, den Hund auf ihn hetzen würden.«

Stapleton alias Baskerville atmete schwer. »Sie können mir nie beweisen, daß ich den Hund...«

»Oh, doch, das kann ich. Nachdem ich erst hinter diesen – zugegebenermaßen recht gelungenen – Phosphortrick gekommen war, brauchte ich nur noch die Chemikalienhandlung zu finden, in der Sie die Mixtur gekauft haben. Und davon gibt es in Coombe Tracey ja nicht allzu viele!«

Der Verbrecher erkannte, daß sein Spiel verloren war. Blitzschnell drehte er sich um, um zu seinem Haus zurückzulaufen. Aber Dr. Watson versperrte ihm den Weg, die Pistole im Anschlag.

»Noch einen Schritt, Freundchen...«

Stapleton war der Verzweiflung nahe, denn was er jetzt tat, konnte nur ein Mensch wagen, der keinen Ausweg mehr wußte. Mit einem mächtigen Sprung verließ er den Pfad und stürmte ins Moor hinein.

Niemand von uns konnte schnell genug reagieren, um ihn aufzuhalten. Ich wollte ihm nach, doch Henry Baskerville ergriff meinen Arm und hielt mich zurück. »Nicht, Mr. Craven!« rief er beschwörend. »Sie kämen keine zehn Schritte weit. Das Moor ist tückisch an dieser Stelle. Mein Cousin kennt sich hier aus; ihm zu folgen, wäre Selbstmord.« Etwa eine Minute lang waren noch Stapletons stampfende Schritte und das Brechen von Gehölz und Schilf zu hören. Dann plötzlich Stille. Und schließlich... ein gellender Schrei!

»Guter Gott«, sagte Sir Henry. »Er ist in ein Sumpfloch geraten.«

»Genau dieses Schicksal hatte er Ihnen zugedacht«, sagte Sherlock Holmes. »Für den Fall, daß es Ihnen gelungen wäre, dem Hund zu entkommen...«

* * *

Zum letzten, zum allerletzten Mal, das hatte er sich hoch und heilig geschworen, war John Barrymore ins Moor gegangen. Zum letzten Mal hatte er sich aufgemacht, um Seiden, dem aus dem Zuchthaus ausgebrochenen Schwerverbrecher, der unglücklicherweise der mißratene jüngere Bruder seiner Frau Eliza war, Fleisch und Brot zu bringen.

Doch als Barrymore die Höhle erreichte, die sich Seiden am Rand einer Morastmulde als Unterschlupf gesucht hatte, erkannte er, daß sein ungeliebter Schwager keine Verpflegung mehr brauchte.

Seiden lebte nicht mehr. Ihn hatte dasselbe furchtbare Schicksal ereilt, wie schon Frederic Murphy und Constable Calhoun vor ihm…

* * *

Ein weiterer Tag war vergangen, und wir saßen in der Bibliothek von Baskerville Hall zusammen. Und obwohl das Geheimnis um den vermeintlichen »Höllenhund« nun endlich gelüftet war, kam keine allzu gute Stimmung auf. Das war nur allzu verständlich – nachdem die erste Erleichterung sich gelegt hatte, mußten auch die letzten unserer kleinen Gesellschaft zu dem gleichen Schluß kommen, den ich mir schon lange zurechtgelegt hatte: Die Morde – inzwischen drei an der Zahl; Sir Henrys Butler Barrymore hatte am gestrigen Abend noch gemeldet, die Leiche des Sträflings Seiden im Moor gefunden zu haben – waren nicht etwa von dem zwar ehrfurchtgebietenden, doch gänzlich normalen Hund verübt worden. Jedenfalls war keinem von uns bisher von einem Hund zu Ohren gekommen, der seine Opfer erst erwürgte und dann bis auf den letzten Blutstropfen aussaugte. Nein, die Bestie, die die drei Menschen auf dem Gewissen hatte, lief noch immer frei umher, und ich war der einzige, der ahnte, welche Art von Wesen dort draußen im Moor lauerte.

Aber Sherlock Holmes wäre nicht Sherlock Holmes gewesen, wenn er nicht versucht hätte, auch dieses düstere Geheimnis aufzuklären. Ich zweifelte jedoch daran, daß er auch nur in die Nähe einer Lösung kommen würde. Die GROSSEN ALTEN und ihre Kreaturen waren nicht mit den Mitteln und Methoden der Kriminalistik zu bekämpfen. Wer wußte das besser als ich?

Geistesabwesend registrierte ich, daß sich Holmes eine Landkarte der hiesigen Gegend besorgt hatte und sie eingehend studierte. Erst als er einen etwas schrillen Pfiff ausstieß, wurde ich auf sein Tun aufmerksam.

»Meine Herren«, sagte er mit schwerer Stimme, »wir müssen darauf vorbereitet sein, daß der unheimliche Mörder als nächstes hier zuschlagen wird!«

»Was heißt hier?« fragte Sir Henry. »Meinen Sie auf Baskerville Hall?«

»Ja«, bestätigte Holmes. »Wenn Sie sich einmal diese Karte ansehen würden...«

Sir Henry, Dr. Watson und ich waren sofort bei ihm. Er hatte drei Kreuze auf die Karte gemalt und mit Verbindungslinien versehen.

»Die angekreuzten Stellen kennzeichnen die Orte, an denen die blutleeren Körper gefunden wurden«, erläuterte er. »Sie sehen, daß sie fast im gleichen Abstand voneinander und auf einer geradezu perfekt geraden Linie liegen. Wenn ich diese Linie nun weiterziehe und auch den Abstand genau einhalte...« Er machte ein viertes Kreuz – genau an der Stelle, an der auf der Karte Baskerville Hall eingezeichnet war.

»Verdammt, Sie haben recht!« rief Sir Henry aus und leerte sein noch gut gefülltes Whiskyglas mit einem einzigen Zug. »Was um alles in der Welt hat das zu bedeuten, Mr. Holmes?«

Der Detektiv blickte mich an. »Könnten Sie Sir Henrys Frage nicht besser beantworten als ich, Mr. Craven?«

»Wieso... meinen Sie?« fragte ich überrascht. Plötzlich war mir reichlich unwohl zumute.

»Ich habe telegrafisch Erkundigungen über Sie eingezogen, Mr. Craven. Sie haben einen etwas... nun, sagen wir, eigenartigen Ruf. Man nennt Sie doch einen ›Hexer‹, nicht wahr?« Ich schwieg betroffen. »Nun, Hexer sind für mich Menschen, die sich mit okkulten Dingen beschäftigen«, fuhr Holmes fort. »Und da die drei Morde durchaus unter diesem Aspekt betrachtet werden können...« Er ließ den Rest des Satzes in der Luft hängen, aber ich hatte verstanden.

Die Gefahr, die Baskerville Hall drohte, legte mir die Pflicht auf, die Anwesenden nicht länger im unklaren zu lassen. Und so entschloß ich mich, Ihnen zumindest einige unerläßliche Informationen über das Wesen der Shoggoten zu geben.

Langes Schweigen folgte meinen Erklärungen; ein Schweigen, das Sherlock Holmes als erster brach.

»Es fällt mir schwer, Ihren Worten Glauben zu schenken«, sagte er nachdenklich. »Aber da ich es als ein kriminalistisches Naturgesetz ansehe, daß man das Unwahrscheinliche in Betracht ziehen muß, wenn sich für das Wahrscheinliche keine Beweise finden lassen, will ich Ihre Erklärungen nicht einfach vom Tisch wischen. Mr. Craven, halten Sie es für möglich, daß ihr rätselhafter Drang, die Nähe Sir Henrys zu suchen, mit diesen... diesen Schogetten...«

»Shoggoten«, berichtigte ich ihn.

»... diesen Shoggoten in irgendeinem Zusammenhang steht?«

»Ich weiß es nicht«, antwortete ich offen. »Ich kann die Möglichkeit nicht ausschließen, sehe den Grund jedoch eher in der Person Sir Henrys. Vielleicht wird er, ohne daß er es weiß, irgendwie von den Shoggoten beeinflußt.«

Der Schloßherr machte ein entrüstetes Gesicht. »Ich würde doch wohl wissen...«

Holmes unterbrach ihn mit einer energischen Handbewegung. »Für Empfindlichkeiten bleibt uns jetzt keine Zeit, Sir Henry. Wir müssen dem Problem auf den Grund gehen. Mir ist da übrigens noch etwas in den Sinn gekommen; vielleicht hilft uns das weiter. Würden Sie die Bibliothek kurz verlassen und in die Halle hinuntergehen?«

»Wen meinen Sie?« fragte Henry Baskerville. »Mich oder Craven?«

»Sie!«

Achselzuckend tat der Schloßherr, was der Detektiv von ihm verlangte. Als er den Raum verlassen hatte, bedachte Holmes mich mit einem prüfenden Blick.

»Haben Sie das Verlangen, Sir Henry zu folgen?« erkundigte er sich.

Ich horchte in mich hinein und nickte.

»Gut«, sagte Holmes. »Watson, bitte geben Sie Sir Henry Bescheid, er möge wieder in die Bibliothek zurückkommen.«

Watson eilte hinaus und kam wenig später mit dem Schloßherrn wieder zurück. Holmes lächelte Henry Baskerville freundlich an.

»Wenn Sie nun Ihr Jackett ausziehen und sich nochmals nach draußen begeben würden?« bat er.

Sir Henry war anzumerken, daß er sich mittlerweile wie ein Hanswurst vorkam, doch er leistete Holmes' Anweisungen wieder Folge.

Die Frage an mich konnte der Detektiv sich sparen.

»Jetzt habe ich nicht das Verlangen, Sir Henry zu folgen«, sagte ich sofort.

»Ich hatte es gehofft«, erwiderte Holmes. »Offenbar ist es Sir Henrys Jacke, die Sie anzieht. Ich erinnere mich, daß die Jacke an dem Abend, an dem Sie auf Baskerville Hall eintrafen, hier im Zimmer hing, während Sir Henry oben im Turmzimmer war, und Sie seine Gegenwart gar nicht vermißten.«

»Natürlich!« entfuhr es mir. »Und als er später am Abend mit der Jacke die Bibliothek verließ, spürte ich wieder diese seltsame Unruhe.«

Als Sir Henry wieder im Zimmer war, bat Holmes ihn, die Taschen seines Jacketts zu entleeren. Ein Schlüsselbund kam zum Vorschein, ein Pfeifenanzünder, ein Briefumschlag, eine rote Keramikrose...

Ich spürte, wie ich zu zittern begann. Der Drang, nach der Rose zu greifen, war so übermächtig, daß ich mich kaum beherrschen konnte.

Sherlock Holmes entging meine Reaktion nicht.

»Ist es das?« fragte er.

Ich war unfähig, zu antworten, konnte nur nicken, während sich meine Augen an der Rose, die aus Ton oder Sand zu bestehen schien, förmlich festsaugten.

»Nehmen Sie sie in die Hand«, forderte mich Holmes auf. Das brauchte er mir nicht zweimal zu sagen. Als meine Finger das Kleinod berührten, spürte ich augenblicklich, wie ein unwahrscheinliches Glücksgefühl mich durchrieselte. Mir war, als sei ich am Ziel einer unendlich langen Reise angekommen. Ich erkannte sofort, daß in dieser unscheinbaren kleinen Sandrose magische Kräfte schlummerten, die mich wie ein Magnet angezogen hatten.

»Woher haben Sie diese Rose?« fragte ich den Schloßherrn mit vor

Aufregung heiserer Stimme.

»Ein Souvenir von einer meiner Forschungsreisen in die arabische Wüste«, gab Sir Henry bereitwillig Auskunft. »Ich trage es als Talisman bei mir.«

Wenig später war ich über die Umstände im Bilde, unter denen er die Rose gefunden hatte. Als er den toten Templer erwähnte, zuckte ich unwillkürlich zusammen. Meine Erinnerungen an die Angehörigen des Ritterordens waren noch frisch und keineswegs erfreulicher Natur. Als Sir Henry aber vor der kindischen Furcht seines Dieners Chalef erzählte und davon, daß ein gewisser Sill el Mot den Templer umgebracht haben sollte, horchte ich auf. Soviel ich auch über den Orden der Tempelherren wußte – den Namen Sill el Mot hatte ich nie zuvor vernommen. Henry Baskerville, der der arabischen Sprache mächtig war, übersetzte ihn mit »Schatten des Todes«. Sollte es denn noch andere Schicksalsgenossen geben, die mit den Templern im Krieg lagen? Ich beschloß, der Sache beizeiten auf den Grund zu gehen. Vielleicht würde ich diesen geheimnisvollen »Schatten des Todes«, der, wie Chalef seinem Herrn erzählt hatte, eine geheime Kolonie der Templer in der arabischen Wüste schon seit langer Zeit erbittert bekämpfte, eines Tages als Verbündeten gewinnen können. Es konnte nur gut sein...

Ich kam nicht dazu, meinen Gedankengang fortzusetzen. Plötzlich wurde die Tür der Bibliothek aufgerissen, und Barrymore, ansonsten ein zurückhaltender Mann, dem Ehrerbietung über alles ging, stürmte mit einem vor Grauen verzerrten Gesicht in den Raum.

»Sir Henry, sehen Sie doch!«

Mit einem Finger, der zitterte wie Schilfrohr im Wind, deutete er auf eines der Bibliotheksfenster.

»Was ist denn, Barrymore?« wollte Henry Baskerville wissen, aber Sherlock Holmes wartete die Antwort des völlig verstörten Mannes gar nicht ab, sondern lief gleich zum Fenster hinüber. Ich folgte ihm auf dem Fuße. Holmes öffnete das Fenster, und wir blickten auf den Schloßhof hinab, ohne jedoch erkennen zu können, was den Butler so aus der Fassung gebracht hatte.

Holmes drehte sich zu ihm um. »Sie müssen uns schon einen näheren Hinweis geben, mein Freund.«

»Der... Brunnen!« keuchte Barrymore.

Der alte verwitterte Ziehbrunnen, den der Butler wohl meinte, lag etwas abseits vor einem der neu errichteten Seitenflügel des Hauses. Dennoch war er im hellen Mondlicht recht gut zu erkennen.

»Gütiger Himmel« keuchte Sherlock Holmes, und zum ersten Mal, seit ich ihn kennengelernt hatte, spiegelte sich in seinem Gesicht so etwas wie Fassungslosigkeit wider.

Ich konnte es ihm nicht verdenken, spürte ich doch selbst, wie sich meine Haare sträubten.

Eine ungeheure Masse quoll aus dem Brunnen hervor, schwärzer als die tiefste Nacht und so konturlos wie ausgeschüttetes Pech. Die ganze Substanz schien durcheinanderzufließen, sich übereinanderzutürmen, sich zu trennen und im gleichen Sekundenbruchteil wieder zusammenzufügen. Hunderte von tentakelähnlichen Auswüchsen schossen aus der Masse hervor, krümmten sich in der Luft, schnellten dann wie Peitschenschnüre zurück, um wieder eins zu werden mit dem amorphen Gebilde. Ein betäubender, entsetzlicher Gestank, wie ihn keine noch so riesenhafte Leichengrube hervorbringen konnte, schwängerte die Abendluft und ließ uns den Atem stocken.

Doch es war nicht allein der schier unerträgliche Gestank, der sich bemerkbar machte. Eine erschreckende Kältewelle ging von der formlosen Masse aus, so eisig, daß sich das Gras rings um den Brunnen mit Rauhreif überzog. Am schlimmsten jedoch war die Aura des absolut Bösen, die auf uns eindrang und gleichermaßen auf Körper und Geist einwirkte.

Ich brauchte meine ganze Kraft, um mich von diesem unheimlichen Bann zu befreien, dem Sherlock Holmes zusehends zum Opfer fiel. Ich mußte ihn mit Gewalt vom Fenster zurückreißen, um ihn wieder zur Besinnung zu bringen.

»Sehen Sie nicht hin«, schrie ich ihn an. »Es wäre Ihr sicherer Tod!«

Dann hatte ich alle Mühe, Sir Henry und Dr. Watson, die es jetzt ebenfalls zum Fenster drängte, zurückzuhalten.

Sherlock Holmes stand da, als würde er aus einem abgrundtiefen Traum erwachen. Sein brillanter kriminalistischer Verstand jedoch arbeitete noch immer auf Hochtouren, wie er mir im nächsten Moment bewies.

»Es will nicht uns«, murmelte er fast unhörbar. »Es will diese Rose...«

Meine Hochachtung vor Holmes stieg. Wieder einmal hatte er den Nagel auf den Kopf getroffen. Ebenso, wie ich von dem magiegeladenen Gegenstand angezogen worden war, hatte die Sandrose auch diese grauenhafte Kreatur dort unten im Hof geleitet. Und so gab es nur eines, was ich tun konnte, um das Leben der Menschen hier zu retten: Ich nahm die Rose an mich und verließ Baskerville Hall, so schnell ich nur konnte, durch die hintere Pforte.

* * *

Später konnte ich nicht einmal genau sagen, wie ich eigentlich nach Grimpen, weiter nach Coombe Tracey und schließlich zurück nach London in mein Haus am Ashton Place gekommen war. Eine fast hysterische Unruhe trieb mich voran, lähmte mein Denken und ließ nur ein Ziel vor meinem inneren Auge entstehen: die Standuhr im Salon des Andara-House.

Und das Tor, das sich darin verbarg.

Als ich wieder halbwegs zur Besinnung kam, lief mein Zug gerade in Victoria Station ein. Ich stürmte aus dem Bahnhofsgebäude, enterte eine der wartenden Kutschen und hetzte den armen Fahrer quer durch London bis zu meinem Haus. Daß er mich nicht kurzerhand noch während der Fahrt auf die Straße setzte, mußte ich ihm hoch anrechnen; ich war wie von Sinnen und von einem Drang besessen, der von Sekunde zu Sekunde stärker zu werden schien.

Endlich angekommen, läutete ich Sturm, rempelte den alten Harvey wortlos zur Seite, noch bevor er mich begrüßen konnte, und stürmte die Treppen zum Salon hinauf. In diesen Augenblicken, da die Gier tief in meinem Inneren ihren Höhepunkt erreicht hatte, dachte ich weder an Priscylla, noch an Howard oder Rowlf, die sich ebenfalls im Hause aufhalten mußten. Mein freier Wille war gänzlich ausgeschaltet; ein einziger, wie glühende Lava brennender Gedanke beherrschte mich:

Sill el Mot!

Die Sandrose noch immer fest umklammert – ich hatte sie während der gesamten Reise kein einziges Mal aus der Hand gelegt – trat ich an die monströse Standuhr heran, griff ohne Zögern nach dem Knauf des Uhrkastens und öffnete ihn.

Vor mir lag ein Bild des Grauens – ein gewundener, blutrot und feucht

glänzender Tunnel, der geradewegs in die Unendlichkeit führte. Ein Schacht, der auf furchtbare Weise lebte, der sich wand und drehte und wie mit Spinnenfingern nach meinem Geist zu greifen schien.

Aber diesmal blieb die Furcht aus, die mich bislang stets ergriffen hatte, wenn ich das TOR der GROSSEN ALTEN sah. Für Angst war kein Platz in meinem verwirrten Geist, der nur ein Bestreben kannte: einzutauchen in diese fremde, bizarre Welt, allen Gefahren zum Trotz, die dort auf mich lauerten. Obwohl ich nicht einmal wußte, wo die Reise durch den Wahnsinn enden würde.

Ich wurde förmlich in das TOR hineingezerrt Und noch während mein Körper sich zwischen den Dimensionen verlor, während sich mein Geist endgültig verwirrte und eine gnädige Ohnmacht mich umfing, zerfiel die Rose in meiner Hand zu feinem Sand.

Sie hatte ihre Aufgabe erfüllt...

E N D E

Und in vierzehn

Tagen lesen Sie:

Ich wußte nicht, *wie* und *warum* ich in die Arabische Wüste gelangt war. Die Magie der kleinen, unscheinbaren Sandrose hatte mich wie einen Narren in das Tor getrieben.

Und nun stand ich da.

Und hatte den dunklen Verdacht, daß die hundert grimmigen Araber rings um mich herum nicht etwa gekommen waren, mir einen Willkommensgruß zu entbieten.

Es gibt wohl wenig Schlimmeres, als sich mitten in einer Moschee wiederzufinden; das heißt, wenn man in den Augen der mordlüsternden Bande nichts weiter als ein »Ungläubiger« war, dessen Blut allein den Frevel sühnen konnte. Meine Chancen, wieder aus diesem heiligen Tempel herauszukommen, standen nicht einmal schlecht.

Als Leiche...

In der Festung des Dschinn